

WESTFALEN

HEFTE FÜR GESCHICHTE
KUNST UND VOLKSKUNDE

BODENALTERTÜMER WESTFALENS

DRITTER BERICHT DER VORGESCHICHTLICHEN
ABTEILUNG DES LANDESMUSEUMS

19. JAHRGANG · 1934 · HEFT 2

UNIVERSITÄTSBUCHHANDLUNG FRANZ COPPENRATH MÜNSTER

INHALT

Aufsätze:

Vorgeschichtliche Bauten in Westfalen	Seite
Von Dr. phil. A. Stieren, Leiter der Vorgeschichtlichen Abteilung des Landesmuseums	97
Die Hügelgräber der jüngeren Steinzeit in Westfalen	
Von Dr. phil. Christoph Albrecht	122
Untersuchung einer neugefundenen großen westfälischen Steinkiste bei Hiddingsen, Kr. Soest	
Von Studienreferendar Walter Lange	149
Gang der frühesten Besiedlung des Siegerlandes	
Von Oberstudienrat Hermann Böttger, Weidenau/Sieg	159
Hügelgräber auf dem Buhn bei Vlotho	
Von Oberstudienrat Professor F. Langewiesche, Bünde i./W.	171
Ein römisches Steinfragment im Heidenturm von Ibbenbüren?	
Von Dr. phil. Helmut Schoppa, Frankfurt/Main	173
Der Latènehelm von Olfen	
Von Dr. Hans Zeiß, Frankfurt/Main	177
Um die Germanischen Heiligtümer. Eine Entgegnung	
Von Wilhelm Teudt, Detmold	179
Bücher- und Zeitschriftenschau	183

WESTFALEN

MITTEILUNGEN DES LANDESMUSEUMS DER PROVINZ WESTFALEN
UND DES VEREINS FÜR GESCHICHTE UND ALTERTUMSKUNDE WESTFALENS

Die Zeitschrift erscheint zweimonatlich. D.A. IV. Vj. 1933: 2000

Den Mitgliedern der Abteilungen Münster und Paderborn
des Altertumsvereins wird sie unentgeltlich geliefert.

Manuskripte und Besprechungsexemplare, soweit sie kunst-
geschichtliche Themen behandeln, sind an das Landesmuseum der
Provinz Westfalen, Münster i. W., Domplatz 10/15, Fernruf 20669,
die sonstigen an die Geschäftsstelle des Altertumsvereins Münster,
Bohlweg 2, Fernruf 20978, zu senden.

Schriftleiter: Univ.-Prof. Dr. Anton Eitel, k. Museumsdirektor
Dr. Robert Nissen in Münster, Dechant Dr. Hermann Joseph Wurm
in Neuhaus bei Paderborn.

Verlag der Universitäts-Buchhandlung Franz Coppenrath, Münster i. W.
Druck der Westfälischen Vereinsdruckerei A.-G. Münster i. W.

Vorgeschichtliche Bauten in Westfalen

Von A. Stieren

Hausbau und Siedlung vorgeschichtlicher Zeit haben lange zu den anscheinend stiefmütterlich behandelten Problemen der deutschen Vorgeschichte gehört. Heute setzt sich langsam die Erkenntnis durch, daß aus Siedlungs- und Burgenuntersuchungen starkes und nicht einseitiges Licht zu gewinnen ist, das die gesamte Lebensführung unserer Vorfahren beleuchtet. Wenn trotzdem heute die Berichte über Siedlungsgrabungen erst einen schmalen Teil im Schrifttum zur Vorgeschichte einnehmen, so muß das besondere Gründe haben. Auf diese darf hier einmal hingewiesen werden. Sie liegen bei der Siedlungsforschung, um es kurz zu sagen, in der Tücke des Objekts.

Voraussetzungen für Siedlungsgrabungen sind: Geld, das meist fehlt, Grabungstechnisches Können, das auf einer gewissen Erfahrung beruht, rücksichtslose Selbstkritik vor dem Befund im Gelände, die nicht aus allen Grabungsberichten spricht. Sind alle Voraussetzungen erfüllt, versagt sehr häufig das zu untersuchende Objekt selbst.

Bei vorgeschichtlichen Bauten handelt es sich immer, selbst wenn Wasser oder Moor Baumaterialien erhalten haben, wie etwa im Federseegebiet in Süddeutschland, um unansehnliche Trümmer. In den weitaus meisten Fällen haben jedoch Bauten und ganze Siedlungen nichts hinterlassen als Bodenverfärbungen in Gestalt von Pfostenlöchern, Gruben, Fundamentgräben. Hat man Glück, trifft man eine Bodenart an, die die Verfärbungen klar erkennen läßt, hat man noch mehr Glück, stehen diese Spuren im Gelände schön nebeneinander und überschneiden sich nicht. Der Idealfall, daß klare sich nicht überschneidende Spuren eindeutig durch Fundmaterial datiert werden, ist leider sehr selten. Besonders in Pfostenbausiedlungen, die längere Jahrhunderte bestanden haben, erstickt man häufig unter der Unzahl von Pfostenlöchern. Da sie ein Nacheinander oft nicht erkennen lassen, ist Geduld und Grabungserfahrung oft vergeblich. Der Bericht über eine Grabung, die unzählige Pfostenlöcher brachte, deren Zusammenordnung mit mehr oder minder geraden Strichen der Berichterstatte dem freundlichen Leser überläßt, ist durchaus nicht so verwunderlich, wie es auf den ersten Anblick scheinen mag.

Trotz aller Schwierigkeiten hat das letzte Jahrzehnt in Deutschland eine Anzahl von Grabungen gebracht, die uns wesentliche Klärungen in der Art des Bauens und des Siedelns gebracht haben, und die nächsten Jahre werden ohne Zweifel weitere Aufklärung bringen, wenn der Freiwillige Arbeitsdienst für diese wichtige Aufgabe der deutschen Vorgeschichtsforschung stärker als bisher eingesetzt werden darf.

Wenn wir auch heute für bestimmte vorgeschichtliche Zeitabschnitte in einzelnen Teilen Deutschlands einige Hauptzüge des jeweiligen Hausbaues und der Siedlungsart gewonnen haben, so entbehren doch noch weite Gebiete sicherer Anhaltspunkte. Wir waren deshalb gezwungen, einstweilen Beispiele aus weiter gelegenen Gegenden für die heimische Art des Bauens anzuführen. Wer weiß, daß trotz der stark ausgleichenden Tätigkeit der letzten Jahrhunderte in Deutschland noch heute stärkste Unterschiede im ländlichen Wohnbau vorhanden sind, wird es immer als unbehaglich

empfinden, etwa durch die bronzezeitlichen Bauten von Buch in der Mark Brandenburg, den bronzezeitlichen Hausbau Westfalens oder des Rheinlands illustrieren zu müssen.

Während der letzten Jahre haben wir nun in unserem Bezirk meist auf dem Wege vorgeschichtlicher Denkmalpflege einige Hausgrundrisse und Teile von Siedlungen ausgegraben, die uns wenigstens teilweise von der Heranziehung weit entfernter Beispiele unabhängig machen. Trotzdem an fast allen Fundplätzen die Untersuchungen noch nicht abgeschlossen sind, soll hier vorläufig das Wichtigste berichtet werden.

1. Ein jungsteinzeitlicher Bau bei Deiringsen-Ruploh, Kr. Soest

Während wir im Frühjahr dieses Js. eine durch den Zufall entdeckte große Steinkiste bei Hiddingsen, Kr. Soest untersuchten¹, beobachtete der Vorarbeiter Schulze-Soest bei Notstandsarbeiten 1500 m nordwestlich dieser Steinkiste eine Anzahl dunkler Gruben mit Scherbeneinschlüssen. Unser unermüdlicher Vertrauensmann, Regierungsoberlandmesser Schoppmann, Soest, kümmerte sich sofort um den Befund und machte uns Meldung.

Zur Begradigung und teilweisen Auffüllung eines Hohlweges waren an der Fundstelle Erdentnahmen aus den anliegenden Grundstücken notwendig. Die dabei beobachteten Gruben verteilten sich unregelmäßig über eine Strecke von rd. 200 m Länge und bis jetzt nicht feststellbarer Breite. Da an einer Stelle sich die Spuren häuften, und die jeweils abgetragenen Bodenstreifen von nur 2 m Breite die Beobachtung der Zusammenhänge erschwerten, haben wir hier eine Fläche von rd. 550 qm abgedeckt. Der Fundplatz hatte eine Lößlehmdecke, wie sie für den Nordhang des Haarstranges charakteristisch ist. In $\frac{1}{2}$ m Tiefe zeigten sich die Spuren im gelben Lößlehm als dunkelbraune bis schwarzgraue Verfärbungen. Am auffallendsten waren zunächst einige größere Gruben, von denen zwei charakteristisches Scherbenmaterial lieferten. Außer einer Anzahl von noch nicht zusammen zu ordnenden Pfostenlöchern erschien dann eine Anlage in Gestalt von klaren Fundamentgräben (vergl. Abb. 1). Da der dunkle humose Deckboden $\frac{1}{2}$ m und mehr mächtig war, reichten die Fundamentgräben der Nord- und Südseite des Gebäudes nur noch 10 bis 25 cm in den gewachsenen Boden hinein. Sie waren im Mittel 30 cm breit. Die westliche Schmalseite zeigte dagegen einen sehr kräftigen Fundamentgraben von 60 cm Breite und 50 cm Tiefe. Innerhalb dieses starken Fundamentgrabens waren drei klare Pfostenlöcher zu erkennen. (Man vergl. Grundriß der Ecke E des Gebäudes und des Schnittes A B in ihrem Eckgrundriß in Abb. 1.) Die Fundamentgräben der Längsseiten des Gebäudes ließen keinerlei Einzelpfosten erkennen; jedoch zeigten sich an ihnen in rd. 1,25 m Abständen meist scharfbegrenzte viereckige Ansätze, die den gleichen Grad der Verfärbung zeigten, wie die Fundamentgräben selbst. Das Ergebnis einer Anzahl von Schnitten durch diese Ansätze und durch die Fundamentgräben hindurch war immer das gleiche: In der in den gewachsenen Boden hineinreichenden Füllerde ließ sich die Fundamentspur und die Spur eines Pfostens erkennen, der von außen schräg nach oben gegen den Fundamentgraben anstieg. (Vergl. die Schnitte 1, 2, 3, 4.) Zwei dieser Ansätze an der Südseite des Gebäudes waren mit fast 1 m Länge doppelt so lang als die übrigen.

¹ Vergl. S. 149 und Lageplan Abb. 3.

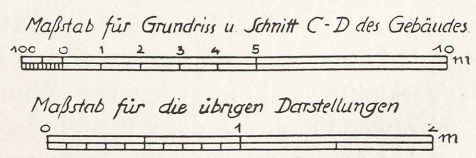
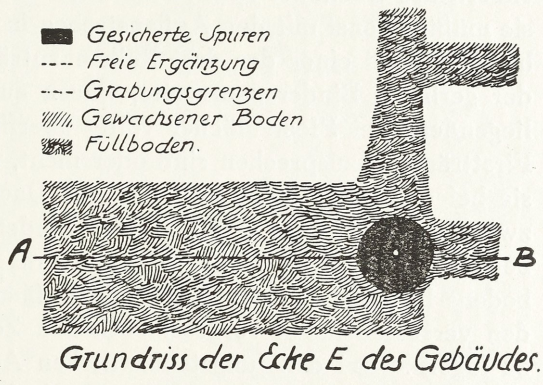
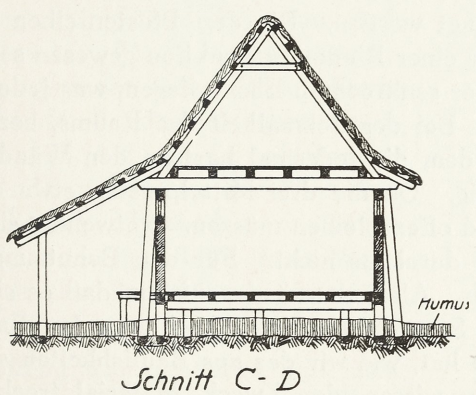
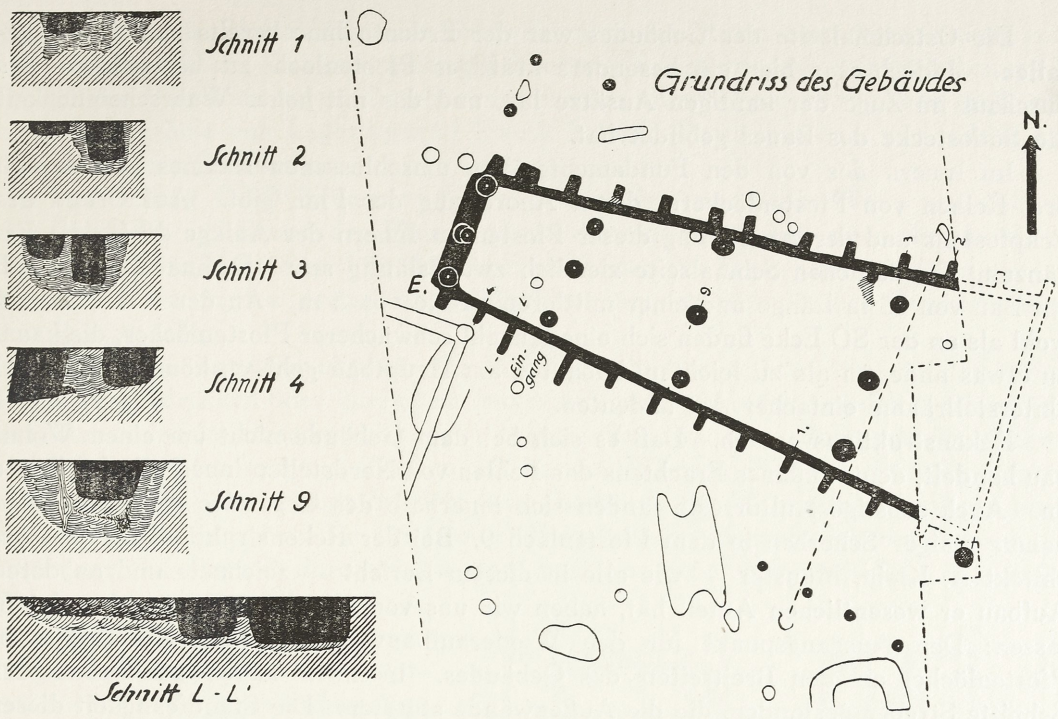


Abb. 1. Jungsteinzeitlicher Bau Deiringsen-Ruploh, Kr. Soest.

Die Ostschmalseite des Gebäudes war der Erdentnahme bereits zum Opfer gefallen. Jedoch war hier ein besonders kräftiges Pfostenloch zu beobachten, das durchaus im Zuge der kantigen Ansätze lag, und das mit hoher Wahrscheinlichkeit die Südostecke des Baues gebildet hat.

Im Innern des von den Fundamentgräben umschlossenen Raumes fanden sich drei Reihen von Pfostenlöchern, deren Anordnung der Plan gibt. Auf Grund des Eckpfostens und der Anordnung dieser Pfosten im Innern der Anlage dürfte die Ergänzung der östlichen Schmalseite ziemlich zwangsläufig sein. Demnach ergibt sich ein Bau von 15 m Länge und einer mittleren Breite von 5 m. An der NW Ecke sowohl als an der SO Ecke finden sich eine Anzahl schwächerer Pfostenlöcher, die kaum zu etwas anderem als zu leichten Anbauten am Hauptbau gehören können und wohl Unterstellräume einfacher Art andeuten.

Rekonstruktionsversuch. Daß es sich bei dem Gebäude nicht um einen Wohnbau handelt, deutet meines Erachtens das Fehlen von Herdstellen innerhalb des Baues an. Auch sonstige Kulturreste fanden sich innerhalb des Gebäudes nicht, mit Ausnahme einiger Scherben in dem Pfostenloch 9. Bei der Rekonstruktion, die der Architekt A. Klein, Münster — wie alle in diesem Bericht — zeichnete und an deren Aufbau er wesentlichen Anteil hat, haben wir uns von folgenden Erwägungen leiten lassen: Den Ausgangspunkt für den Wiederaufbauversuch bilden die länglichen Pfostenlöcher an den Breitseiten des Gebäudes. In ihnen haben auf Grund der Schnitte Streben gestanden, die die Außenwände stützten. Die Standfestigkeit dieser Außenwände muß demnach als hoch bezeichnet werden. Die drei Pfostenreihen im Innern des Gebäudes können nicht gut Träger einer Binderkonstruktion gewesen sein, sie müßten sonst mit den Außenstreben in einer senkrechten Ebene liegen, was jedoch höchstens bei einer der drei Reihen zutrifft. Bei der Schmalheit des Raums, bezw. der geringen Binderspannweite, wären außerdem die jedesmal hart an den Wänden liegenden drei Pfostenlöcher völlig überflüssig. Ob die drei Mittelpfosten etwa als Firstträger anzusprechen sind oder nicht, wird offen bleiben müssen. Notwendig sind sie bei der geringen Spannweite des Daches durchaus nicht. Für den Benutzungszweck des Gebäudes sind sie stark hinderlich. Alles deutet darauf hin, daß es sich bei den Pfosten im Gebäudeinnern um die Stützpfeiler eines hochliegenden Fußbodens handelt. Der hochliegende Fußboden hat, wie wir das aus Baulichkeiten aus den verschiedensten vorgeschichtlichen Zeiten wissen, den Zweck, Material trocken zu lagern. Bei den jungsteinzeitlichen Ackerbauern der Soester Börde, — denn um solche handelt es sich hier —, kommt doch wohl nur Korn für diese Lagerung in Frage.

Hätte der Bau nur einen Lagerboden, nämlich den natürlichen im Erdgeschoß, so wäre die Verstrebung der Außenwände zwecklos. Denn eine Kornlagerung etwa, die nach heutigen Beobachtungen auf Bauernhöfen usw. doch nur höchstens $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ m dick ist, um ein „Angehen“ des Getreides zu verhindern, drückt auf den Boden, und nicht auf die Außenwände.

Die Außenwände hätten also eine Verstrebung nicht nötig. Auch dann nicht, wenn man statt Korn irgendwelche Futtermittel, Heu oder Stroh, bis unter die Decke oder das Dach gelagert haben sollte. In diesem Falle kann das Lagermaterial selbst als Versteifungsfaktor gegen den Winddruck angesprochen werden.

Notwendig sind jedoch die Streben, wenn eine Last hoch, z. B. in Dachhöhe, in einer Art Obergeschoß liegt. In diesem Falle wirkt sie als Helferin der Windstärke, weil sie das Kippmoment des Baues erhöht. Aus diesen Erwägungen darf man fol-

gern, daß, 1. die Pfostenlöcher im Gebäudeinnern die Stütze eines Lagerbodens enthalten haben, 2. das Gebäude einen Dachboden für Lagerzwecke gehabt haben muß, 3. daß der Raum über dem Dachboden immerhin Ganghöhe gehabt haben muß, soll er zur Aufnahme von Lagermaterial Zweck haben. Damit kommen wir jedoch zur Annahme eines Steildaches.

Der Schnitt C—D in unserer Abb. 1 sowie die Ansicht der West- und S-Seite des Gebäudes auf Grund des Plans und des Grundrisses geben die wahrscheinliche Lösung auch für bis jetzt nicht erwähnte Einzelheiten des Baues wieder. Zu erwähnen bliebe, daß wir in den doppeltlangen Ansätzen an der Südseite des Gebäudes eine Art Rampe sehen.

Materielle Anhaltspunkte für die Wandkonstruktion selbst, etwa in Gestalt von Flechtwerkabdrücken oder ähnlichem haben sich nicht gefunden, an sich verständlich, weil sich keinerlei Brandeinwirkungen zeigen, die etwa diese Beweisstücke (Lehmabdrücke) erhalten konnten. Daß es sich bei den Wänden nicht um ein Rahmenfachwerk auf Schwellenunterlage handeln kann, beweisen die Wandstreben. Wenn auch in den Fundamentgräben der Längsseiten Einzelpfosten nicht zu erkennen waren, so läßt doch der Befund durchaus zu und macht es sehr wahrscheinlich, daß jeder Wandstreben mit dem oberen Ende eines Wandpfostens verbunden war. In den durchlaufenden Fundamentgräben werden dann zwischen dem Pfosten leichtere Stäbe zur Aufnahme des Flechtwerkes eingegraben gewesen sein. Diese durchgehenden Fundamentgräben beweisen auch, daß sich die aufgehenden Wände nicht etwa nur über dem hochgelegten Fußboden erhoben haben, sondern daß sie ihn allseitig bis in den Boden hinein umgaben.

Die zeitliche und kulturelle Stellung des Gebäudes und auch der hier wohl anzunehmenden Siedlung, ist auf Grund des Fundmaterials bis jetzt ziemlich eindeutig. Sofort in die Augen springende Parallelen zu dem Bau finden sich in dem nunmehr fast ganz ausgegrabenen bandkeramischen Dorf bei Köln-Lindenthal². Hier sind dieselben langgestreckten und schmalen Bauten, teilweise ebenfalls mit Fundamentgräben (vergl. Abb. 2). Im Innern dieser langgestreckten Bauten ganz ähnlich angeordnete

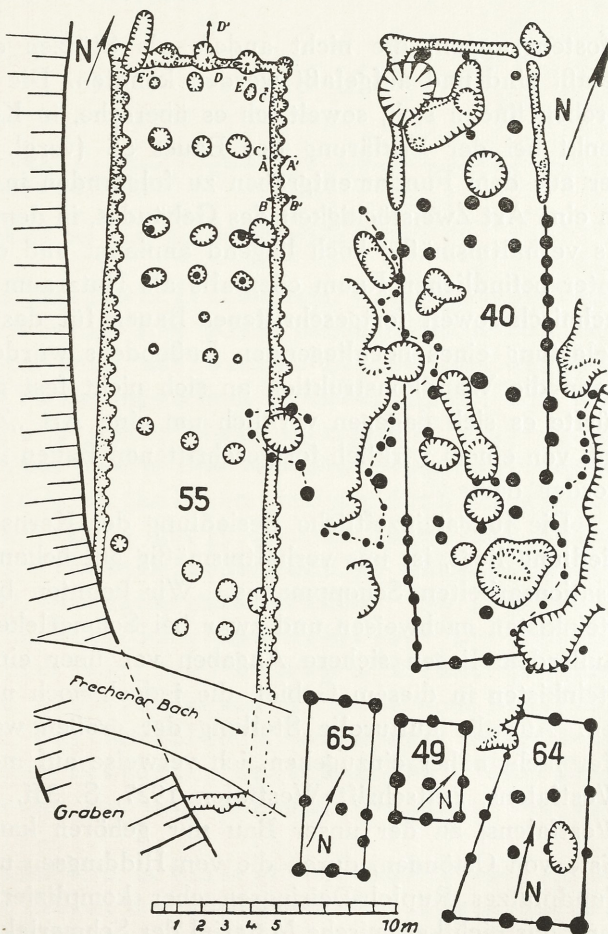


Abb. 2. Speicher des bandkeramischen Dorfes bei Köln-Lindenthal (Nr. 55 und 40) (aus Germania XV, 1931, S. 247).

² vergl. Germania XV, (1931, S. 247).

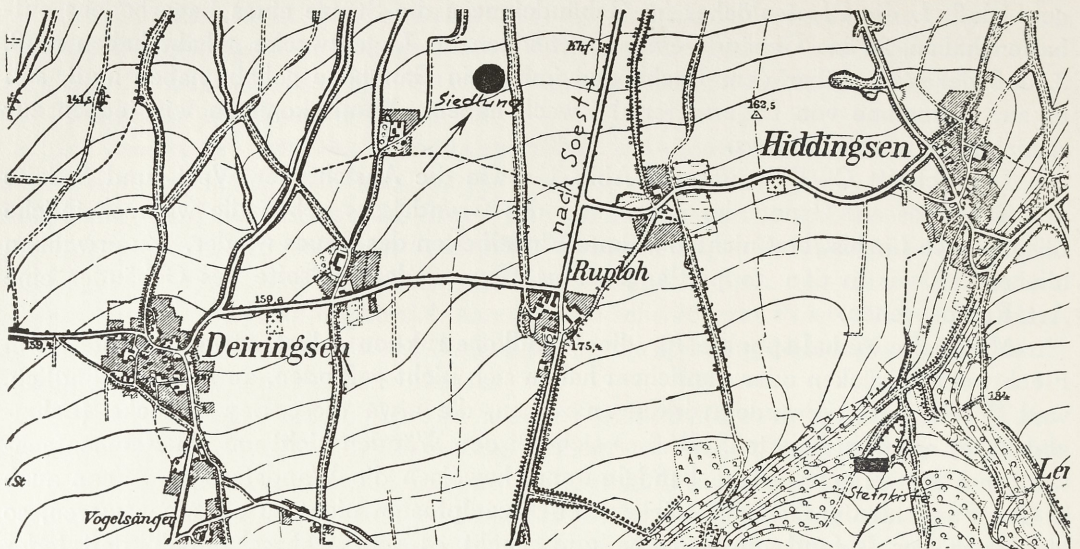


Abb. 3. Ausschnitt aus Meßtischblatt 2509 (Soest).

Pfostengruppen, die nicht anders als Stützen eines hochgelegten Fußbodens aufgefaßt sind und aufgefaßt werden konnten. Die bei Soest klar erkennbaren Wandstreben finden sich, soweit ich es übersehe, in Köln-Lindenthal jedoch nicht. Butler denkt bei der Erklärung des Baues 55 (vergl. Abb. 2) in Köln-Lindenthal wegen der aus dem Fundamentgraben zu folgernden in den Boden hineinreichenden Wand an eine Art Zweistöckigkeit des Gebäudes, in dem er den Pfahlrost für den Fußboden als verhältnismäßig hoch liegend annimmt und den von der Wand umgebenen darunter befindlichen Raum ebenfalls als Nutzraum ansieht. Er fragt sich aber, ob ein technisch soweit fortgeschrittenes Bauen für das Neolithikum anzunehmen sei. Die Belastung eines hochliegenden Fußbodens würde u.E. die Baufestigkeit gefährden, wenn die Wandkonstruktion an sich nicht fest genug ist. Bei dem Bau von Soest dürfte es sich dagegen wirklich um eine Art „Zweistöckigkeit“ handeln. Er zeigt, daß von einem wirklich fortgeschrittenen Bauen in der jüngeren Steinzeit gesprochen werden darf.

Die jungsteinzeitliche Besiedlung des Kerns der Soester Börde, in dem unsere Siedlung liegt, ist uns verhältnismäßig gut bekannt, insbesondere durch die Inventarisationsarbeiten Schoppmanns. Wir konnten bisher in diesem Gebiet drei große Steinkisten nachweisen und zwar bei Schmerleke, bei Ostönnen und bei Hiddingsen. Außerdem liegen sichere Angaben vor über einige vor langen Jahren untersuchte Steinkisten in diesem Gebiet, die jedoch noch nicht näher lokalisiert werden konnten. Auf die kulturelle Stellung der großen westfälischen Steinkisten brauche ich hier nicht näher einzugehen, ich verweise auf meine Arbeit: Die großen Steinkisten Westfalens, Zeitschrift Westfalen 1927, S. 3 ff. Das Problem der Steinkistenkultur Westfalens, zu der unser Bau nur gehören kann, ist nun grade durch die Steinkiste von Ostönnen, durch die von Hiddingsen und durch das Scherbenmaterial des Fundplatzes Ruploh-Deiringsen eher komplizierter als einfacher geworden. Während das nichtkeramische Material der Schmerleker, der Ostönnener und der Hiddinger Kiste und des Fundplatzes Ruploh einheitlich ist (charakteristisch sind eigenartige Feuersteinmesser von prismatischem Querschnitt mit Steilretuschen an einem Ende,

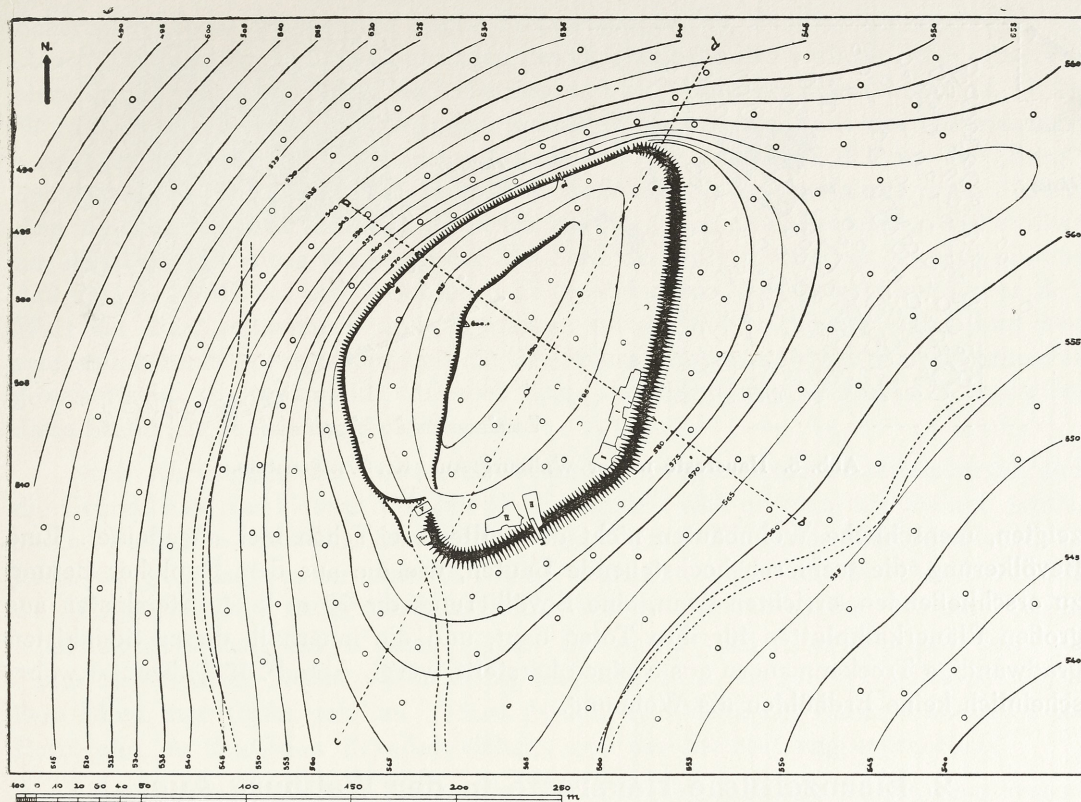


Abb. 4. Die Wallburg bei Aue, Kr. Wittgenstein.

(vergl. Abb. S. 157), zeigt das spärliche keramische Fundmaterial stärkste Unterschiede. In der Ostönnener Steinkiste fanden sich wenige aber sichere bandkeramische Scherben, etwa des Kölner und Lütticher Typs, unter den wenigen Bruchstücken der Hiddingser Kiste ein für die Rössener Verzierungs-technik typisches Stück. Auf dem Fundplatz Deiringsen-Ruploh findet sich wieder etwas anderes. Die große Grube F 4 in der nächsten Nähe unseres Baues lieferte drei verschiedene Arten von Keramik: Typ 1, tiefstichverziert, dünnwandig, gut geschlemmt und geglättet, Farbe durchgehend schwarz oder rot. Typ 2, dickwandig, gut geschlemmt, Innen- und Außenfläche glatt, Farbe graubraun. Typ 3, dickwandig, außerordentlich schlecht gebrannt, Außenseite hellrot, Innenseite schwarz, Oberfläche stark verwittert. Der letztere Typ stellt die Hauptmenge des bisher gefundenen Scherbenmaterials dar. Die ornamentierten Scherben des Fundplatzes Ruploh haben ihre Parallelen in Rössener Siedelungen Südwestdeutschlands. Sie zeigen größte Ähnlichkeit mit bestimmten Niersteiner (Monsheimer und Eberstadter) Typen. Das Material stellt also für unser Gebiet Neues dar und weist für die jungsteinzeitliche Besiedelung der Soester Börde neue Richtungen. Eine kleine vorläufige Auswahl aus dem keramischen Material von Deiringsen-Ruploh bringt Taf. 17, 1.

Wir hoffen, daß es uns möglich sein wird, in Kürze größere Abdeckungen an der Fundstelle vorzunehmen, um weitere Zeugen des Wohnbaues der jüngeren Steinzeit in Westfalen zu finden. Daß wir jedoch schon jetzt davon überzeugt sind, daß die auch hier vorkommenden großen Gruben, die bisher keinerlei Randpfostenstellungen

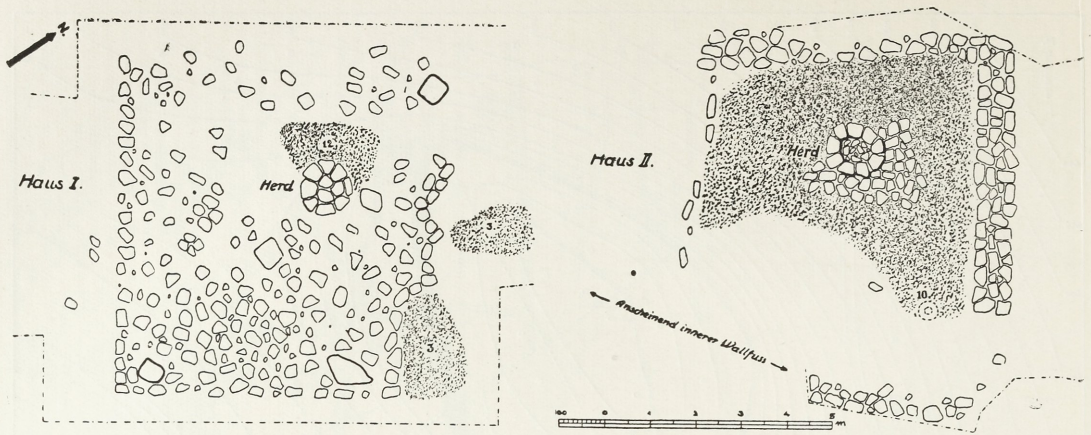


Abb. 5. Hausreste in der Wallburg Aue, Kr. Wittgenstein.

zeigten, menschliche Wohnbauten nicht darstellten, sei schon hier angedeutet. Eine Bevölkerung, die technisch hochstehende Bauten, wie die aus dem Ruploher Befund zu erschließenden, errichten kann, eine Bevölkerung, die 20 m lange Steinkisten aus großen Plänerkalkplatten für ihre Toten baut, und die innerhalb dieser Steinkisten gradwandige Trockenmauern aus Steinen herstellt (vergl. Abb. S. 153), benutzt wahrscheinlich keine Erdhöhlen als Wohnung.

2. Eisenzeitliche Hausreste in der Wallburg Aue.

Wie man in Frage gezogen hat, ob Hausurnen und Grabinnenbauten ohne weiteres zur Rekonstruktion vorgeschichtlicher Bauten herangezogen werden dürfen, wird man über die Berechtigung streiten können, ob Hausreste in Wallburgen, weil sie im allgemeinen behelfsmäßige Unterkünfte darstellen, für die Geschichte des Hausbaues etwas aussagen. Wenn wir trotz dieser Bedenken hier die Reste wenigstens zweier Häuser dieser Art behandeln, so veranlaßt uns dazu die Tatsache, daß aus Südwestfalen bislang überhaupt keine Hausreste vorliegen, und die Überlegung, daß bei der Errichtung dieser Anlagen Tradition und rituelle Rücksichtnahme, wie etwa bei Hausurnen und Grabinnenbauten, nicht mitgespielt haben können.

Herbst 1932 haben wir in Südwestfalen die Wallburgen von Laasphe, von Obernau, von Niedernetphen und Aue aufnehmen und z. T. untersuchen können. Die Wallburg Aue an der Eder (vergl. Abb. 4), rd. 600 m hoch gelegen, besteht aus einem kräftigen Wall und einer mit Palisaden befestigten Terrasse an der Steilseite des Geländes. Im Innern bildet ein natürlicher Felsgrat eine Art von Zweiteilung. Auf Einzelheiten in der Anlage kann in diesem Rahmen nicht eingegangen werden^{*} An der Ostseite der Wallburg fand sich zwischen Wall und den nach Innen ansteigendem Gelände eine bis zu 8 m breite flache Mulde, dem inneren Wallfuß entlang ziehend. Die Abdeckung einer Fläche von rund 400 qm ergab ein zunächst nicht erklärbares Durcheinander meist kleineren Steinmaterials, das sich an einzelnen Stellen unregelmäßig häufte. Innerhalb dieser Fläche fand sich

^{*} Veröffentlichung im 2. Bd. des „Atlas Vor- und frühgeschichtlicher Befestigungen in Westfalen“ ist in Vorbereitung.

Scherbenmaterial und mehrere flache Steinsetzungen, die deutlich Einwirkungen von Dauerbrand zeigten. Daß hier Störungen des Originalbefundes vorlagen, abgesehen von einzelnen Zerstörungen durch Meilerbetrieb, war ohne weiteres klar (vergl. Taf. 17, 2). Worauf diese Störungen zurückgingen, konnte leider erst am Ende der Untersuchung aufgeklärt werden. Der Obermeister Treude aus Aue bekundete, daß aus der „Burg“, aus dem Raum hinter dem Wall in großem Maßstabe Steine abgefahren seien. Außerdem meldete der etwa 75jährige Friedrich aus Berghausen bei Berleburg, daß er etwa um 1870 beim Bau eines Weges an der SW-Seite der Burg beschäftigt gewesen sei, und daß damals ein Bauer mit 2 Ochsen 8 Tage Steine zur Wegebefestigung hinter dem Wall der Burg entnommen und abgefahren habe. Das Hausbaumaterial muß also sehr umfangreich gewesen sein, und die Grundrisse müssen äußerlich noch zu erkennen gewesen sein. Dafür spricht, daß noch heute die volkstümliche Flurbezeichnung für diese Stelle „in de Woning“ heißt.

Nach Abräumung des nicht mehr ursprünglich gelagerten Materials ergab sich die Grundfläche des Hauses 1 (Abb. 5). Es handelt sich um den mit Steinen gepflasterten Fußboden eines Hauses von etwa $6\frac{1}{2} : 6\frac{1}{2}$ m. Die Südostecke des Hauses ist leider weggeräumt worden, ehe die Anlage erkannt werden konnte. An drei Ecken der Hausgrundfläche fielen stärkere Blöcke von 40 : 30 cm auf, die, wie ein Nivellement zeigte, in der gleichen Ebene lagen. Die sich an den Hang lehrende Seite des Baues zeigte starke Störungen; ihnen ist wahrscheinlich der hier zu suchende 4. größere Block zum Opfer gefallen. Nicht ganz in der Mitte des Raumes fand sich die Herdstelle, an deutlicher Brandeinwirkung und der Steinsetzung erkenntlich.

Beim Hause Nr. 2 (Abb. 5) war die NO-Seite erkenntlich an Resten einer zusammengestürzten Trockenmauer von noch 0,30 m Höhe und rd. 1 m Breite. Die dem Wallfuß gegenüberliegende Hauswand war zerstört und die beiden anderen Wände nur in Bruchstücken erhalten. Anhaltspunkte für die Ausmaße des Hauses ergab jedoch die Ausdehnung der mit Kulturresten durchsetzten dunkleren Fläche, so daß auch hier ein Bau von rd. 6 : 6 m anzunehmen ist. In der Mitte des Hauses fand sich ein gut erhaltener Herd (vergl. Taf. 18, 1) und eine Handmühle aus Niedermendiger Lava.

Der durch die Störungen verwischte örtliche Befund erlaubt nicht, eine Rekonstruktion zu versuchen. Bei den drei größeren und in einer Ebene liegenden Blöcken des Hauses 1 könnte man an Unterlagen für Blockhauswände denken. Beim Haus 2 und den übrigen hier nicht behandelten Hausresten hätte man jedoch nur bei Erhaltung des Baumaterials Anhaltspunkte für die Rekonstruktion gewinnen können. So spricht nur eine gewisse Wahrscheinlichkeit dafür, daß es sich um Viereckhäuser mit Trockenmauerwerk handelt.

Das Scherbenmaterial aus dem Raum dieser Hausgrundflächen sowohl wie aus den übrigen Teilen der Wallburg ist im allgemeinen ähnlich dem Material der Wallburg von Rittershausen⁵, dem Scherbenmaterial von Laasphe, Obernau und dem bei den Verhüttungsanlagen im Engsbachtal gefundenen. Es handelt sich um Material, das, ohne dem Abschluß der Untersuchungen vorgreifen zu wollen, in den Verlauf der Latènezeit gesetzt werden kann.

⁵ Vergl. Nassauische Annalen, Bd. 47, S. 1 ff.

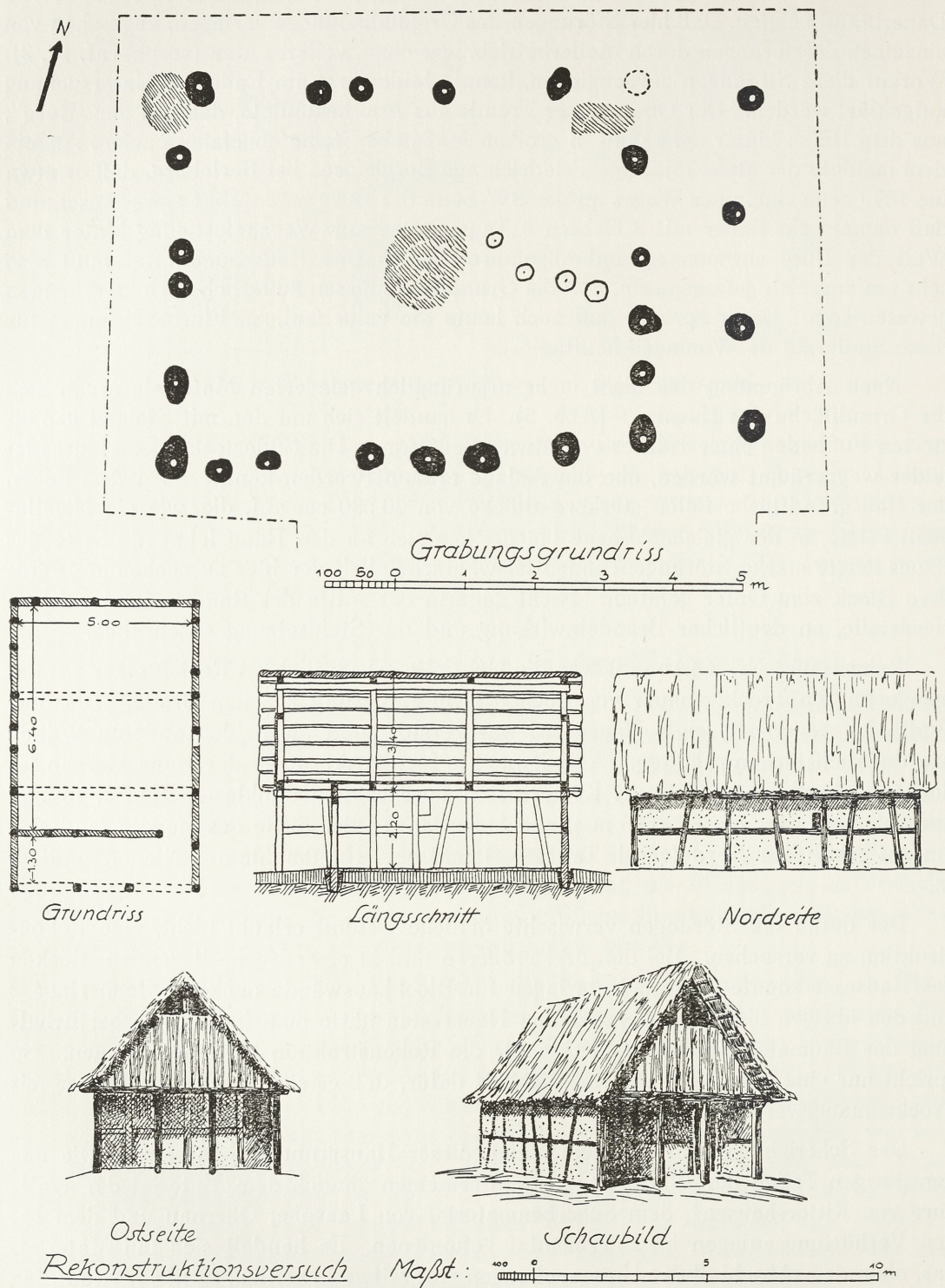


Abb. 6. Das germanische Haus von Rhade, Kr. Recklinghausen.

3. Das germanische Haus von Rhade

Ende 1929 wurden beim Roden von Kiefernstämmen in der Wallerheide, 1½ km nordwestlich Rhade, Kr. Recklinghausen (rd. 10 km nördlich Dorsten an der Lippe) Bruchstücke einer Handmühle und Gefäßscherben gehoben. Das Material hatte in einer Grube von rd. 1 m Durchmesser und Tiefe gelegen. Das von den Arbeitern aus der Grube aufgelesene Fundmaterial machte den Eindruck typischer Siedelungsreste, so daß eine Nachuntersuchung der Fundstelle geboten erschien. Einzelheiten über die Grubengestaltung waren dabei nicht mehr zu gewinnen, nur deuteten Aschen- und Kohlenreste und einzelne Scherbeneinschlüsse darauf hin, daß sich hier der Herd wahrscheinlich eines Hauses befunden haben müsse. Wir haben darauf hin rund um die Herdstelle eine Fläche von etwa 70 qm abgedeckt. Die Vermutung erwies sich als richtig. Es kam ein kleinerer Pfostenbau zutage. Der Bau stand auf einer leicht von O nach W abfallenden Geländeerhebung, etwa 200 m von einem an seinem Fuße vorbeifließenden kleinen Wasserlauf entfernt.

Die Bodenoberfläche an der Fundstelle besteht aus leichtem Sand. Die Humusdecke war etwa 20 cm dick; es schien, als ob die dem vollen Westwind ausgesetzte Fläche abgeweht sei. Der Deckboden muß jedenfalls zur Zeit der Errichtung des Baues erheblich mächtiger gewesen sein, denn die Pfostenlöcher reichten im besten Falle nur noch etwa 10 cm in den gewachsenen braungelben Sandboden hinein.

Diese Tatsache erschwert die Rekonstruktion des an sich klaren Grundrisses erheblich (vergl. Abb. 6). Der Bau ist 8½ m lang und 5¼ m breit. Die Längsseiten sind gleich lang. An der Ostseite ist der Bau rd. ½ m schmaler als an der Westseite. Die Pfostenverteilung innerhalb der Wandseiten des Hauses ist unregelmäßig, am auffälligsten bei den Längsseiten des Hauses. Die Nordseite hat 6 sichere, und einen im Geländebefund nicht unbedingt sicheren, jedoch sehr wahrscheinlichen 7. Pfosten; die Südseite hat dagegen 9 Pfosten. Es besteht zunächst kein Zwang, aus konstruktiven Gründen anzunehmen, daß jedes Pfostenloch des Hauses einen senkrecht stehenden Pfosten getragen haben muß. Wenn auch bei der geringen Tiefe der einzelnen Pfostenlöcher nicht mehr zu entscheiden war, welches Pfostenloch einem aufrechtstehenden Pfosten und welches einem Wandverstrebungspfosten angehört, wird man doch einzelne dieser Pfosten als Wandverstrebungen ansprechen müssen. Eine genauere Betrachtung der Pfostenstellung der Längsseiten des Hauses gegeneinander läßt jedoch eine Scheidung zwischen Tragpfosten und Strebepfosten erkennen. Wie der Rekonstruktionsgrundriß zeigt (Abb. 6), stehen sich 4 Pfostenpaare der Längsseiten so gegenüber, daß sich vier senkrechte Ebenen ergeben. Diese Pfostenpaare haben gleichen Abstand. Wir müssen sie demgemäß als Binderpfosten ansehen, so daß drei Binderfelder von je 8½ germanischen Fuß entstehen^o. Aus diesen Binderfeldern ist auf ein Satteldach zu schließen. Die Frage, ob es sich dabei um einen stehenden oder liegenden Dachstuhl handelt, kann offen bleiben. Stützpfeiler für die Firstpfette finden sich im Grundriß nicht. Sie sind bei der geringen Spannweite der Binderbalken kaum erforderlich. Es bleibt dagegen möglich, daß sie auf den Bindern gestanden haben. Die Geschoßhöhe nehmen wir mit etwa 2 m an aus der Überlegung, daß noch im 18. Jahrhundert ländliche Wohnbauten bei uns 2,20 m lichte Höhe bis Unterkante Balken haben. Wir nehmen ferner an, daß über die Binderbalken ein

^o Vergl. zu den Maßen Prähistorische Zeitschrift Bd. 1 (1909) S. 227, Schuchhardt, Die Römerschanze bei Potsdam, und Ebert, Reallexikon 8, S. 56.

Boden gestreckt war, so daß dadurch der Dachraum nutzbar wurde. Aber auch aus wärmetechnischen Gründen darf man annehmen, daß der Wohnraum nicht bis unter das Dach ging; zudem sind Lagermöglichkeiten für Futtermittel usw. beim ländlichen Wohnbau stark begehrt, nicht zuletzt zur Lagerung trockenen Holzes, das Rauchentwicklung vermeidet und den Aufenthalt im Raum dadurch überhaupt erst erträglich macht. Die Frage, ob Walmdach oder Giebeldach wird ebenfalls unentschieden bleiben müssen.

Die Vorhalle des Hauses hat eine nur geringe Tiefe, rd. 1½ m. Ist unsere Annahme der drei Binderfelder richtig, dann steht die Ostwand des Hauptraumes nicht unter einem Binderbalken, zum Leidwesen des Zimmermanns, der die Wand gern unter einen Binder setzt, weil sie so nicht nur das Gebinde versteift und selbst eingespannt wird, sondern auch ein besonderer Wandbalken (Rähm) erspart wird. Man könnte daraus schließen, daß die Tiefe des Vorraums jeweils nach dem Wunsche des Bauherrn bestimmt wurde und daß das kleine ländliche Siedelungshaus der Vorhalle des Megarons nicht bedurfte und sie demgemäß verkümmern ließ, entweder zu Gunsten der Größe des Wohnraums oder der Größe des Dachbodens. Als überdachten Vorplatz hat man sie kaum entbehren wollen.

Die Beschickung des Dachraumes mit Lagermaterial ist am bequemsten bei einem vorn offenen Walmdach; beim Giebelhaus, das wir darstellen, muß sie durch eine Luke im Fußboden des Dachs erfolgen. Diese Anordnung findet sich noch heute an alten Bauernhäusern. Läßt man sich bei der Rekonstruktion der Vorhalle und ihrer Überdachung von reinen Gebrauchsrücksichten leiten, so kommt man zwar mit der herrschenden Auffassung in Gegensatz, aber der Wirklichkeit wahrscheinlich nahe. Betrachtet man die Bodeninnenpfosten der Vorhalle nicht als bis zum Dachboden gehende Pfosten, sondern als Träger einer Sperre oder Barriere und nimmt über diesem Vorraum ein vorn offenes Walmdach an, so beginnt der Dachfußboden erst über der Ostwand des Hauptraumes. Der Bodenraum ist in voller Breite offen. Das Lagermaterial kann unbehindert auf den Dachboden befördert werden. Eine derartige Lösung zeigt unsere Rekonstruktion des Hauses von Oerlinghausen, s. weiter unten S. 120.

Die Eingangstür zum Hauptraum hat wahrscheinlich an der Nordostecke des Baues gelegen. Eine Bodenverschmutzung deutet besonders darauf hin. Hier ist der Eingang gegen West- und Nordwind vollkommen geschützt.

Die zeitliche Stellung des Hauses läßt sich aus dem Fundmaterial verhältnismäßig scharf umgrenzen. Die aus der Herdgrube in der Mitte des Hauptraumes stammenden Funde sind:

1. Bruchstücke einer Handmühle. Sie gehören zu zwei kreisrunden Scheiben von 36 cm Dm und 5 cm Dicke (nicht abgebildet).
2. Scherben eines handgearbeiteten graubraunen Gefäßes mit Standfuß und Rauhfeldern auf der unteren Gefäßhälfte, germanisch (vergl. Abb. 7, Nr. 1).
3. Scherben eines handgearbeiteten Gefäßes, anscheinend Rauhtopf, nicht ergänzbarer Form.
4. Bruchstücke einer Sigillataschüssel, Oelmann Typ 17⁷. Es handelt sich um eine halbkugelige Schüssel mit Rundstablippe und aus der Form gepreßten Relief-

⁷ vergl. „Materialien zur Römisch Germanischen Keramik Nr. 1, Oelmann, Die Keramik des Kastelles Niederbieber, Frankfurt 1917.

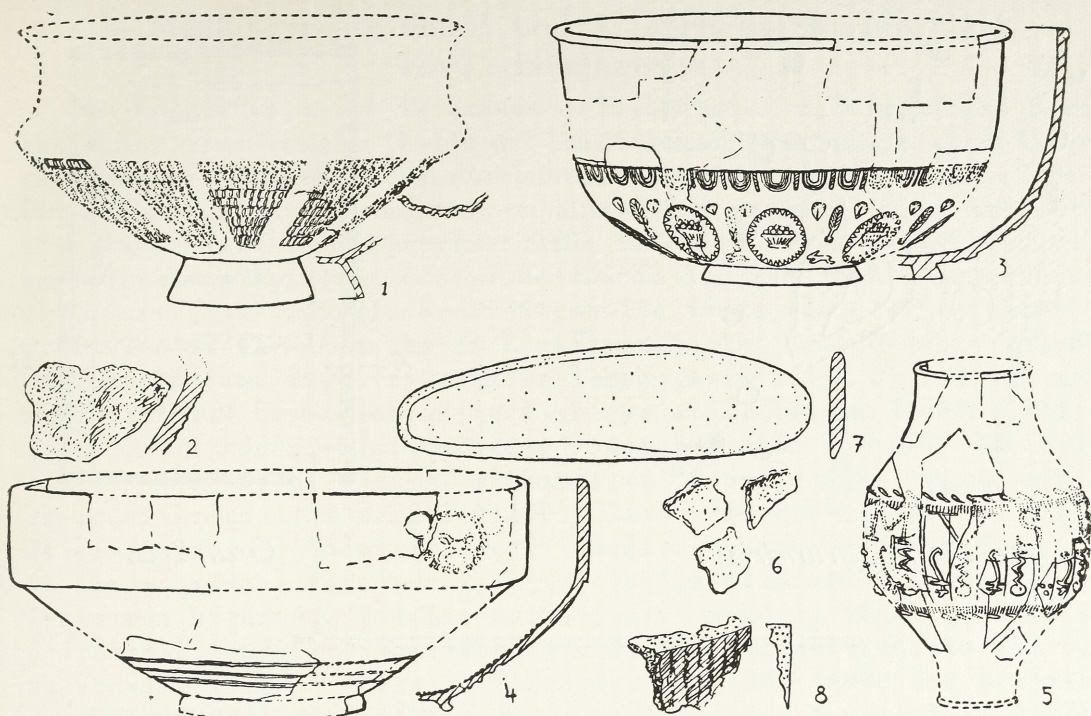


Abb. 7. Fundstücke (z. T. mit Ergänzungsandeutungen) aus der Herdgrube des Hauses von Rhade.

verzierung. Dieser Gefäßtyp kommt während der ganzen Belegungszeit des Kastelles Niederbieber vor, also rd. von 190—260 n. Chr. Nach der Ansicht Dragendorffs und Déchelettes verschwindet dieser Typ um 260 plötzlich⁸. Abb. 7, 3.

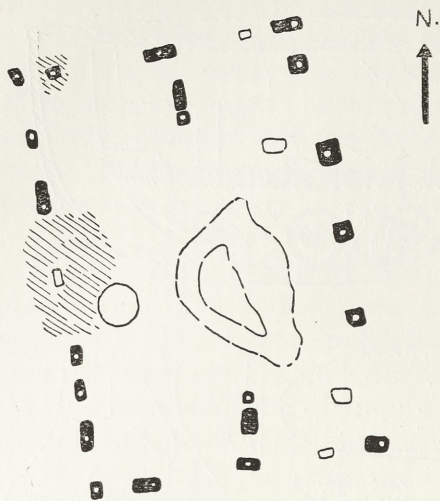
5. Bruchstücke einer Sigillata-Reibschüssel mit röhrenförmigem, durch Löwenkopf maskiertem Ausguß (Dragendorff 45, Oelmann, a. a. O., Typ 22, Vgl. unsere Abb. 7, 4). Wann diese Form aufkommt, ist noch nicht sicher festgestellt, sie hat jedoch länger gelebt als bis zum Beginn des 3. Jahrh. Ein Exemplar ist noch nach 275 belegbar⁹.
6. Bauchiger Becher mit hohem Steilhals und rundstabartig verdickter Lippe mit Kerbdellen, weißen Barbotine-Verzierungen und der vermutlichen Aufschrift BIBAMUS, Oelmann Typ 33 d¹⁰. Die Technik des Typs 33 d ist nach Oelmann um 200 in Gallien entstanden. Endtermin des Typs bis jetzt nicht bekannt. Wegen des Vorkommens in Niederbieber Bestehen des Typs bis 260 möglich. Abb. 7, 5.
7. Wenige verschmolzene Stücke eines Bronzegefäßes.
8. Ein kleiner Schleifstein.

Mit dem Vorkommen des datierbaren römischen, hier wahrscheinlich aus Trier herrührenden Importgutes sind zunächst näher die germanischen Gefäßreste datierbar und dann das Haus selbst. Es ergibt sich eine zeitliche Spanne zwischen rd. 200 und 260—275 n. Chr.

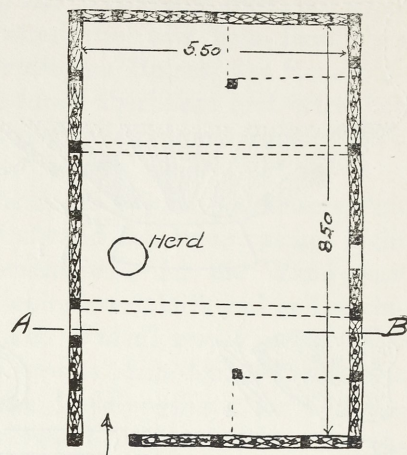
⁸ Vergl. auch Oelmann S. 25.

⁹ Oelmann, a. a. O. S. 31.

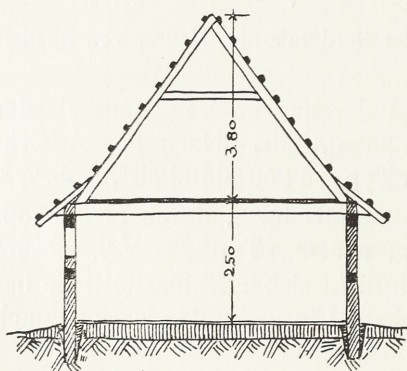
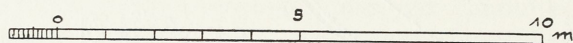
¹⁰ vergl. Oelmann, Abb. 14, Nr. 9, Taf. 5, 30.



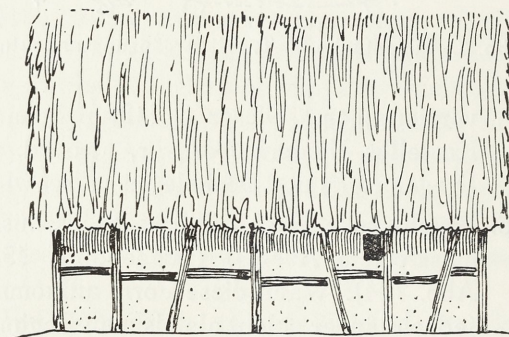
Grabungsgrundriss



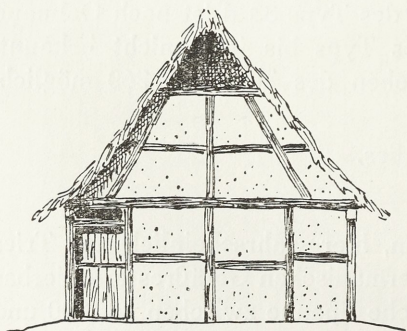
Grundriss



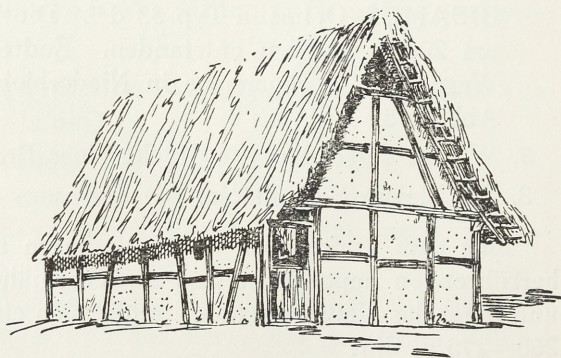
Schnitt A-B



Westseite



Südseite



Schaubild

Abb. 8. Germanisches Haus bei Hochlarmark, Kr. Recklinghausen.

4. Siedlungsreste des 2. und 3. Jahrh. bei Hochlarmark, Kr. Recklinghausen

Bei Erdarbeiten in der Siepenheide in Hochlarmark, rd. 5 km südlich Recklinghausen, kamen einzelne Gruben mit Scherbeneinschlüssen zutage, deren Untersuchungen das Vestische Museum veranlaßte. Da es sich jedoch um verlagertes Scherbenmaterial handelte, und die Bodenverhältnisse sehr ungünstig waren, mußte von einer eingehenden Untersuchung dieser Stelle Abstand genommen werden. Unmittelbar neben dieser Fundstelle, zwischen der Kolonie der Zeche Recklinghausen I und der Gleisanlage des Bahnhofes Recklinghausen-Süd, wurde jedoch 1933 ein Geländestreifen von rd. 400 : 600 m, der ein Berg-Einbruchsgebiet darstellt, urbar gemacht. Dabei kamen erneut an getrennten Stellen Siedlungsreste zutage, die von Museumsverwalter Brandt, Herne, beobachtet und geborgen werden konnten. Brandt glaubt in diesem Gebiet zahlreiche muldenförmige Gruben beobachtet zu haben, die Siedlungsreste aller Art enthielten und wiederholt von Pfostenstellungen umgeben waren. Die ovalen Gruben hatten meist rd. 4 : 2,50 m Durchmesser und waren bis zu 1 m tief. Da jedoch infolge der Abdeckungsarbeiten jeweils nur schmale Streifen von 2 bis 3 m von ihm beobachtet werden konnten, war die Möglichkeit sicherer Entwirrung dieser Spuren sehr beschränkt. Trotzdem auch auf dem Fundplatze Waltrop¹¹ vereinzelt ähnliche ovale Gruben mit Pfostenstellung beobachtet sind, wird man einstweilen nur mit Vorbehalt ähnliche Anlagen als Wohnstellen ansprechen dürfen, und die Folgerungen, die meist von Unbeteiligten aus dieser Beobachtung gezogen sind, mit Vorsicht verwerten dürfen.

Unser Einwand, daß aus den ersten nachchristlichen Jahrhunderten — denn um diese Zeit handelt's sich nach dem Scherbenmaterial — wiederholt das Viereckhaus beobachtet sei, hat sich schließlich auch auf diesem Fundplatz als richtig erwiesen. 1933 fand sich für uns eine günstige Gelegenheit, eine zunächst oval erscheinende Grube mit einzelnen Pfostenstellungen im weiteren Umkreis abzudecken. Dabei ergab sich der recht klare Grundriß eines Hauses, allerdings eines Viereckhauses (vergl. Abb. 7). Die Pfostenlöcher dieses Hauses reichten im allgemeinen noch 25 cm in den gewachsenen Boden hinein; sie hatten einen Durchmesser von ebenfalls 25 cm und waren meist vierkantig. Auf Grund der Pfostenschnitte mußte angenommen werden, daß alle Pfosten senkrecht gestanden haben. Die Länge des Baues von außen nach außen gemessen beträgt rd. 9 m, die Breite 6 m. Das Haus ist ein Pfostenbau, der einräumig ist.

Zur Rekonstruktion. Der Bau besteht aus vier Gebinden, von denen sich zwei mit der nördlichen und südlichen Stirnwand decken, während die beiden anderen in der Drittelung des Hauses liegen. Es entstehen so, wie bei dem Haus von Rhade, drei Binderfelder von je 9 germanischen Fuß Breite. Diese Konstruktionsabsicht ist unverkennbar. Die Maße stimmen bei den Pfosten der Binderfelder genau; nur einer weicht mit rd. 20 cm aus dem rechten Winkel, ein Schönheitsfehler, der auch in viel jüngeren Fachwerkbauten durchaus nicht selten ist und in konstruktiver Hinsicht bedeutungslos ist. Die Wand selbst kann, wie wiederholt nicht nur bei diesem Bau im Gelände gefundenes Material bezeugt, nur eine Flechtwand mit Bewurf zwischen den einzelnen Fachwerken gewesen sein. In den äußeren Binderfeldern finden sich 2 eigenartige Pfosten Spuren, bestehend aus je zwei fast rechteckigen größeren und zwei kleineren Pfostenlöchern. Diese Pfosten möchte man zunächst als Stützen für einen Bin-

¹¹ Vergl. Bodenaltertümer Nr. II, S. 204.

derunterzug ansprechen; sie können jedoch nicht dafür in Frage kommen, weil dieser Unterzug in der Längsachse des Gebäudes zu suchen wäre; diese beiden Pfostenlöcher liegen jedoch nicht in dieser Achse, sondern $\frac{1}{2}$ m östlich davon. Wir haben deshalb anzunehmen, daß in diesen Löchern Pfosten gestanden haben, die irgendwie zur Inneneinrichtung des Hauses gehören. Im mittleren Binderfelde fehlt anscheinend in der Westwand des Hauses ein Pfosten. Die Erklärung dafür liegt in der hier vorhandenen Grube, die älter als das Haus ist und außerdem eine dunklere Füllung aufwies, in der die ebenfalls dunklere Füllung des Pfostenloches nicht erkennbar war. Über dieser Grube befand sich jedoch eine starke Feuereinwirkung zeigende Stelle, ursprünglich anscheinend lehmverputzt. Hier dürften wir den Herd des Viereckhauses zu sehen haben. Der Zweck der eigenartigen großen Grube im Innern des Baues konnte nicht erklärt werden; auch nicht, ob sie überhaupt zu der Hausanlage gehört. Gruben ähnlicher Art sind auf dem Fundplatz Siepenheide und von uns an verschiedenen vorgeschichtlichen Fundplätzen in der Provinz wiederholt beobachtet worden. Sie bestehen im allgemeinen aus einer 1 m breiten und $\frac{1}{2}$ m tiefen Grube von 2—5 m Länge, an die sich halbbogenförmig eine fast fundamentgrabenförmige Füllung anlehnt. Der von beiden eingeschlossene Raum zeigt immer keinerlei Verfärbung, ist also ursprünglich zwischen diesen Eintiefungen stehen gebliebener Boden. Diese Anlagen scheinen irgendwelchen technischen Zwecken gedient zu haben. Es fehlen jedoch einstweilen alle Anhaltspunkte selbst für Vermutungen.

Als nächstliegende Dachform haben wir das Satteldach gewählt. Für das Vorhandensein eines Dachbodens sind äußerliche Anhaltspunkte nicht gegeben, wir nehmen ihn jedoch in Rücksicht auf wirtschaftliche Erfordernisse an und auch aus Gründen der Wohnlichkeit des recht geräumigen Hauses. Anhaltspunkte für die Bestimmung des Hauseingangs fanden sich im Gelände nicht. Wir haben ihn im Hinblick auf die klimatischen Verhältnisse unseres Gebietes bei der Rekonstruktion an der südlichen Stirnseite angenommen.

Im Frühjahr 1934 hat Brandt an derselben Fundstelle Teile von anscheinend zwei weiteren Viereckbauten getroffen. Es gelang jedoch, auch z. T. mit unserer Hilfe, nicht, sichere Grundrisse zu gewinnen, so daß wir von der Veröffentlichung hier absehen.

Die zeitliche und kulturelle Stellung des Gebäudes wird durch die Hauptmasse des in ihm und seiner näheren und weiteren Umgebung gefundenen Scherbenmaterials bestimmt. Dieses ähnelt in allen Hauptzügen der germanischen Keramik von Waltrop¹². Wir dürfen deshalb die Entstehungszeit des Hauses zwischen das 2. und 4. nachchristliche Jahrhundert setzen, wenn auch römisches keramisches Material, das in Waltrop Datierungsausgang war, in der Siepenheide bei Hochlarmark bisher fehlt.

5. Ein Gebäude im sogen. Seseke-Körne-Winkel bei Kamen, Kr. Unna

Der Entdecker des römischen Lagers Oberaden, Otto Prein, wies in seinem 1930 erschienenen Buch: „Aliso bei Oberaden und die Varusschlacht“ eine Anzahl von Flurnamen nach, die die Bezeichnung „Turm“ tragen. Bereits 1905 hatte er in nächster Nähe des Uferkastells bei Beckinghausen den Flurnamen „Turm“ festgestellt. Später wies er 4 weitere gleiche Flur-Bezeichnungen nach. Die Namen „Turm“

¹² Vergl. Bodenaltertümer Nr. II, S. 196 ff. (Albrecht).

knüpfen sich nach seinen Darlegungen im allgemeinen an kleinere dreieckige Flurparzellen, die ihre Gestalt nicht auf landwirtschaftliche Gründe zurückführen können, und von denen z. B. eine, „Beilaufender Turm“ genannte Parzelle in der Nähe von Westik b. Kamen bereits im 16. Jahrh. archivalisch bezeugt ist. Prein setzt diese Flurbezeichnungen in Beziehung zu römischen militärischen Zonen, die er von der Ruhr bis zur Lippe nachzuweisen versucht ^{12a}.

Die Vermutungen Preins schienen sich zu bestätigen, als bei den verschiedensten Gelegenheiten, besonders auf der Parzelle des sogen. Beilaufenden Turms, im westlichen Mündungswinkel der Körne in die Seseke zwischen Westik und Kamen vereinzelt römische Münzen und auch Scherben fanden. Die Entdeckungsgeschichte hat Prein in dem genannten Buch eingehender beschrieben. 1927 machte dann Prein mit dem Städt. Gustav-Lübcke-Museum in Hamm einzelne Tastgrabungen auf der Parzelle des beilaufenden Turms, die zahlreiche keramisches Material erbrachte, das in der Hauptmasse den ersten nachchristlichen Jahrhunderten anzugehören schien. 1928 haben wir dann an der nächstgelegenen unmittelbar an Westik anschließenden Parzelle mit der Bezeichnung „Turm“ einige Suchgräben gezogen und stießen dabei jedoch auf nur wenige germanische Scherben ebenfalls der ersten Jahrhunderte ¹³. 1930 setzte dann Prein und das Hammer Museum (Direktor Bänfer) etwa 250 m nördlich des Beilaufenden Turms hart am Körneufer wieder mit einer Untersuchung ein. An dieser Stelle haftete die Bezeichnung „Woiernwall“; der Wall selbst ist vor einem halben Jahrhundert eingeebnet worden. Äußerlich ist er an der Grabungsstelle nicht mehr zu erkennen. Prein bringt auch diesen Wall mit der genannten römischen Sperrzone zunächst in Verbindung.

Auch hier stieß man auf zahlreiche Gruben mit germanischem und römischem Fundmaterial, ohne daß anfänglich feste Anhaltspunkte für Bauten gewonnen werden konnten. Im Verlauf dieser Grabung wurden wir zugezogen. Wir haben dann in Verbindung mit dem Städt. Museum in Hamm, dem alle bisherigen Funde zugeflossen sind, jeweils im Herbst 1932 und 33 kürzere Zeit gegraben und haben gerade jetzt erneut die Arbeit an dieser Stelle wieder begonnen. Die Untersuchung 1933 und die diesjährige sind nur möglich geworden durch den Einsatz des FAD ¹⁴.

Um es gleich vorweg zu nehmen: Es scheint, als ob wir uns erst im Anfangsstadium der Aufklärung dieses großen Fundplatzes befänden. Wohl ist das Fundmaterial außerordentlich reich und mannigfaltig, und wohl besteht an Pfostenlöchern, sogar an sicheren Pfostenlöchern, kein Mangel. Die anscheinend lange Belegung des Fundplatzes findet ihren getreuen Niederschlag in den Siedlungsspuren selbst. Erhebliche Teile der bisher aufgedeckten Flächen sind, wie schon unser Teilausschnitt in Abb. 9 zeigt, mit flachen und tieferen Gruben erheblichen Umfangs bedeckt, fast alle eine graubraune Füllung in dem braungelben Lößlehm zeigend. Nur

^{12a} Zur Lage der einzelnen Flurbezeichnungen vergl. die Karte bei Prein, a. a. O.

¹³ Vergl. Bodenaltertümer Westfalens Nr. 1, S. 45.

¹⁴ Zu den Kosten der bisherigen Grabungen, in denen rd. 3000 qm abgedeckt sind, haben beigetragen Privatspender, der Museumsverein Hamm, die Altertumskommission im Provinzialinstitut für Westfälische Landes- und Volkskunde, die Römisch-Germanische Kommission Frankfurt, die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft. Für 1934 hat der Verein für die Bergbaulichen Interessen und die Notgemeinschaft die Hauptkosten übernommen.

Allen Genannten schon in diesem Bericht, der nur ein kleines Teilergebnis behandelt, zu danken, ist uns eine ernste Pflicht. Der gleiche Dank gebührt auch den Männern des Freiwilligen Arbeitsdiensts.

in seltenen Fällen läßt sich eine solche Grube innerhalb eines bestimmten Systems etwa von Pfostenstellungen unterbringen, und nur selten damit den Grubeninhalt mit der zeitlichen Stellung dieses Pfostensystems gleichsetzen.

Dazu kommt eine auch alte Grabungserfahrung und große Geduld oft auf harte Proben stellende Unansehnlichkeit der Pfostenlöcher. Der verhältnismäßig starke dunkle Deckboden geht fast unvermittelt in den helleren gewachsenen Boden über. Die Folge davon ist, daß, wenn schon die Pfostenlöcher den Deckboden durchstoßen haben, sie in den gewachsenen Boden nur noch wenige cm hinein reichen. Die kleinste Zufälligkeit beim Herabbringen des Pfostenloches läßt dann leicht den sicher anzunehmenden Pfosten in Wirklichkeit nicht erkennen. Dabei scheint es sich ganz allgemein nur um Pfostenbauten zu handeln.

Wenn wir uns trotzdem in diese Fundstelle verbissen haben, so liegt das daran, daß wir datierbare Siedelungsreste der ersten nachchristlichen Jahrhunderte nur in kläglichen Ausmaßen kennen, und daß hier datierendes Material in Gestalt römischer Importware vorliegt, die etwa ein Viertel der gesamten Fundmasse ausmacht.

Nach den bisher vorliegenden Bodenspuren ist man auch in Rücksicht auf die schriftliche Überlieferung zunächst geneigt anzunehmen, daß hier längere Zeit eine germanische Siedelung bestanden hat. Der Umfang ist noch nicht genau bekannt. Wir haben gerade jetzt durch ein System von Suchgräben die Funde führenden Flächen eingekreist. Danach scheint die ganze Strecke zwischen dem Beilaufenden Turm und der Fundstelle unserer letztjährigen Grabungen mit Spuren bedeckt zu sein.

Wenn wir schon in diesem Stadium der Grabung auf einzelne Siedlungsspuren eingehen, so verlockt dazu der Befund eines Gebäudegrundrisses, der verhältnismäßig klare Grundlinien zeigt. In dem Ausschnitt aus dem Grabungsplan (vergl. Abb. 9) fällt ein langgestreckter, im allgemeinen aus 4 Reihen Pfosten bestehender Bau auf, dessen Breite etwa 6 m beträgt.

Die Pfostenlöcher dieses Gebäudes weichen von der normalen Form ab: Sie zeigen im gewachsenen Boden mehr oder minder scharfe Begrenzungen und haben fast viereckige Form. Bei zahlreichen Schnitten durch diese Pfostenlöcher erwies sich, daß die Pfosten gerade Standflächen gehabt haben. Die Pfosten sind also eingegraben und nicht eingeschlagen. Der Grund dafür dürfte in der außerordentlichen Zähigkeit des Bodens liegen.

Der größere Teil des Baues zeigte einfache Linien. Von den beiden äußeren Pfostenreihen dieses Bauteiles hat die südliche durchgehend Doppelpfosten, deren Löcher sich in allen Fällen deutlich voneinander trennen ließen. Die nördliche Längsseite hat dagegen weniger sicher erkennbare Doppelpfostenpaare. Die mittlere Breite des so umschlossenen Raumes ist von Pfosten zu Pfostenmitte gemessen rd. 6 m. Im Innern dieses Raumes ziehen sich zwei Reihen Pfosten hin, in denen sich vereinzelt Doppelpfosten befinden. Die Länge dieses durch die vier Pfostenreihen bestimmten Raumes beträgt rd. 12 m. An der westlichen Schmalseite findet sich eine merkwürdige Häufung von Pfosten. Die nördliche Längsseite setzt sich jedoch durch vier Pfosten, die in der Flucht der Wand stehen, nach Westen fort, die südliche Längswand ebenfalls, wenn auch zunächst nur 2 Pfosten von dieser Fortsetzung zu erkennen sind. Das Westende dieser Wand ist jedoch nicht mit unbedingter Sicherheit zu erkennen. An dieser Stelle hat leider ein unsachgemäßer Suchgraben, der zu tief gelegt worden war, wahrscheinlich die NW-Ecke dieses Baues zerstört. Verwerten wir jedoch die vorhandenen Pfosten und nehmen 3 weitere in den hier befindlichen

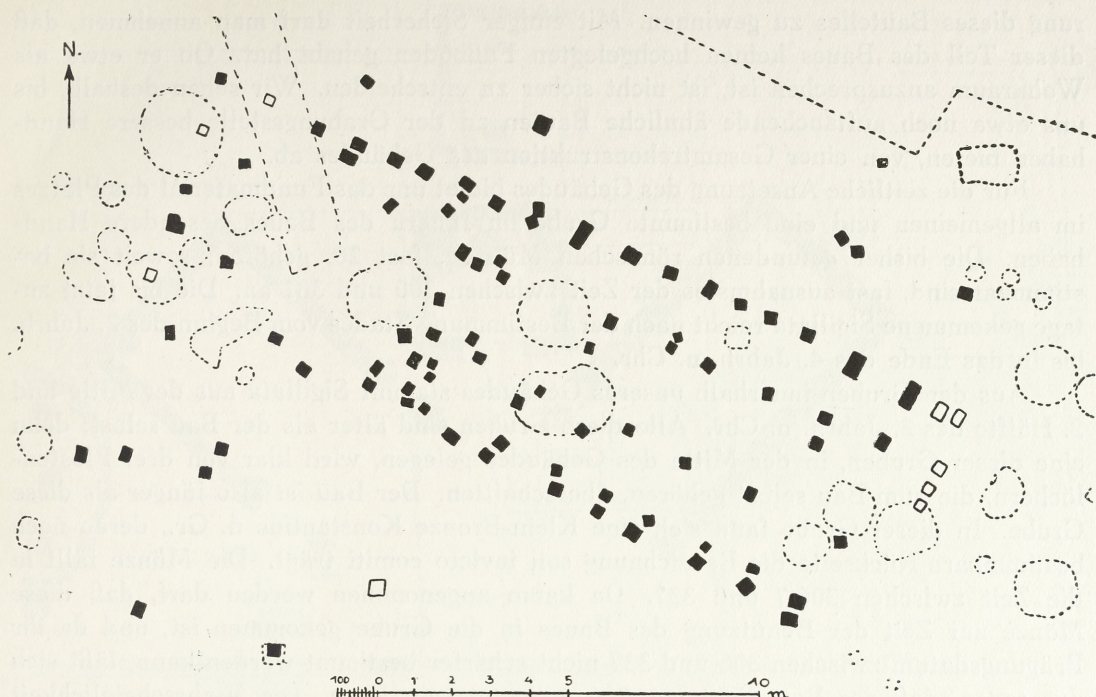


Abb. 9. Ein Bau im Seseke-Körne-Winkel bei Kamen, Kr. Unna.

Gruben an, die das Erkennen von Pfostenlöchern unmöglich machen, so verlängert sich das Gebäude etwa um die Hälfte (6 m), so daß damit ein Bau von insgesamt 18 m Länge und rd. 6 m Breite entsteht.

In dem westlichen Drittel des Gebäudes dürfen jedoch auch der Suchgraben und einige hier vorhandene größere Gruben nicht darüber hinwegtäuschen, daß die beiden inneren Pfostenreihen sich in diesen Teil des Baues hinein nicht fortsetzen.

Worum handelt es sich bei diesem Bau? Daß es sich bei dem 12 m langen Gebäudeteil mit Innenpfostenreihen nicht etwa um einen Wohnbau oder gar um eine Halle handeln kann, geht aus den zahlreichen Innenpfosten hervor und aus der geringen Tiefe des Raumes. Die Spannweite des Raumes von 6 m ist so gering, daß in den Innen-Pfostenreihen etwa Stützen für Binderunterzüge nicht erblickt werden können. Hätten in allen diesen Innenpfostenlöchern aufgehende Pfosten gestanden, wäre ein Verkehr in diesem Raum fast unmöglich gewesen.

Die zahlreichen Innenpfosten in dem östlichen Teil des Gebäudes lassen sich nur erklären, wenn man sie als Stützen für einen Fußboden betrachtet, und zwar für einen Fußboden, der hoch gelegt werden sollte, um ihn vor Feuchtigkeit zu schützen. Es handelt sich um einen Speicher, höchstwahrscheinlich für Korn. Alle Anlagen, die der Kornlagerung dienen, ähneln sich stärkstens, man vergl. z. B. den jungsteinzeitlichen Speicher von Deiringsen-Ruploh oder den Speicher des bandkeramischen Dorfes Köln-Lindenthal (vergl. Abb. 2) oder, um ein zeitlich näherliegendes Beispiel zu wählen, einmal das horreum im römischen Hauptlager Haltern¹⁵. Leider ermöglichen die Störungen im westlichen Drittel des Baues nicht, Einzelheiten der Gliede-

¹⁵ Mitteilungen der Altertumskommission, Bd. 7, S. 5.

rung dieses Bauteiles zu gewinnen. Mit einiger Sicherheit darf man annehmen, daß dieser Teil des Baues keinen hochgelegten Fußboden gehabt hat. Ob er etwa als Wohnraum anzusprechen ist, ist nicht sicher zu entscheiden. Wir sehen deshalb, bis uns etwa noch auftauchende ähnliche Bauten an der Grabungsstelle bessere Handhaben bieten, von einer Gesamtrekonstruktion des Gebäudes ab.

Für die zeitliche Ansetzung des Gebäudes bietet uns das Fundmaterial des Platzes im allgemeinen und eine bestimmte Grube im Innern des Baues besondere Handhaben. Die bisher gefundenen römischen Münzen, fast 20, gehören, soweit sie bestimmbar sind, fast ausnahmslos der Zeit zwischen 300 und 361 an. Die bis jetzt zutage gekommene Sigillata reicht nach der Bestimmung Stades vom Beginn des 2. Jahrh. bis in das Ende des 4. Jahrh. n. Chr.

Aus den Gruben innerhalb unseres Gebäudes stammt Sigillata aus der Mitte und 2. Hälfte des 2. Jahrh. n. Chr. Alle diese Gruben sind älter als der Bau selbst; denn eine dieser Gruben, in der Mitte des Gebäudes gelegen, wird klar von drei Pfostenlöchern, die zum Bau selbst gehören, überschritten. Der Bau ist also jünger als diese Grube. In dieser Grube fand sich eine Klein-Bronze Konstantins d. Gr., deren noch bestimmbare Rückseite die Bezeichnung *sol i invicto comiti* trägt. Die Münze fällt in die Zeit zwischen 306/7 und 337. Da kaum angenommen werden darf, daß diese Münze zur Zeit der Benutzung des Baues in die Grube gekommen ist, und da ihr Prägungsdatum zwischen 306 und 337 nicht schärfer bestimmt werden kann, läßt sich nur sagen, daß der Bau nicht vor 306 errichtet sein kann. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß er um die Mitte oder in der 2. Hälfte des 4. Jahrh. errichtet ist. Die theoretische Möglichkeit, daß er noch 3 Jahrh. später entstanden sein kann, liegt auf Grund vereinzelter Scherben aus Oberflächenfunden zwar vor. Bis wir jedoch durch weitere Funde eines anderen belehrt werden, wird man an unserer Ansetzung festhalten dürfen.

6. Drei merkwürdige Bauten im römischen Hauptlager von Haltern

1932 wurden aus der Mitte des Hauptlagers in Haltern umfangreiche Sandmengen entnommen. Da die Abdeckung bis auf das römische Niveau führte, hatten wir eine bequeme Gelegenheit, eine größere Lagerfläche mit kennen zu lernen. An der NO-Ecke der sogen. *fabrica*¹⁶ stießen wir dabei auf einen kreisförmigen Graben mit konzentrischer Pfostenstellung im Innern, der auf Grund von Funden zu einem jungsteinzeitlichen Hügelgrab gehören mußte, das die Römer bei Anlage des Lagers eingeebnet hatten (vergl. S. 128). In unmittelbarer Nähe dieser ehemaligen Grabanlage fanden sich die beiden, nach je einer Seite hin offenen Viereckbauten mit je einem Pfostenpaar, so daß wir zunächst glaubten hier Bauten vor uns zu haben, die mit der Grabanlage in Beziehung ständen. Zu dieser Annahme verleitete der Umstand, daß sich Überschneidungen zunächst nicht feststellen ließen, da die hier sich findenden zahlreichen Gebäudespuren sich sehr schwach abzeichneten.

Wir haben dann nach alter Erfahrung die Gebäudespuren ein halbes Jahr lang offen liegen lassen. Unter dem ungehinderten Zutritt von Licht und Luft nehmen die Füllungen von Fundamentgräben dann eine kräftige braune Färbung an, so daß sie sich sehr scharf vom gewachsenen Boden abheben. Nach dieser „Entwicklung“ der Spuren zeigte sich indessen, daß die drei vollschwarz ausgezeichneten Bauten rück-

¹⁶ Vergl. Lageplan in Germania.

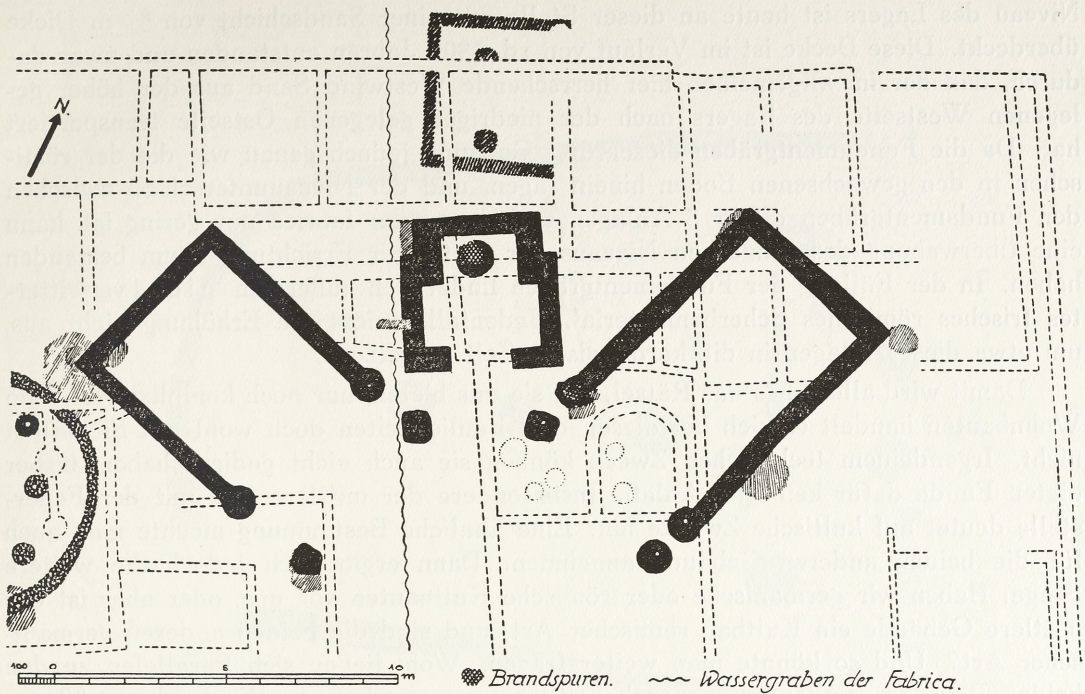


Abb. 10. Drei merkwürdige Bauten im römischen Hauptlager von Haltern.

sichtslos die darunter liegenden Fundamentgräben der fabrica überschritten, daß sie also jünger sind als die fabrica selbst.

Die drei Bauten (vergl. Abb. 10) sind nach der Art der Fundamentgrabenfüllungen sowohl wie nach ihrer Anordnung offensichtlich zur gleichen Zeit entstanden. Welchen Grund allerdings diese Anordnung hat, ist nicht zu ersehen. Wir haben bei der Untersuchung besonders darauf geachtet, ob wir hier nicht etwa nur Teile eines größeren Baues vor uns hätten; aber es fand sich nichts Dazugehöriges. Die Maße der beiden offenen Bauten mit je einem Pfostenpaar vor den Enden der Längsseiten sind nicht ganz gleich. Der westliche Bau hat eine lichte Weite von $6\frac{1}{2} : 4\frac{1}{2}$ m, der östliche ist im Lichten 7 m lang und 4 m breit. Der kleine mittlere Bau hat eine lichte Weite von $3\frac{1}{2}$ m und eine Gesamttiefe von ebenfalls $3\frac{1}{2}$ m. Die Grube in dem nischenartigen Raum dieses mittleren Baues zeigte Aschen- und Kohlenreste und starke Brandeinwirkung.

Für die Datierung dieser drei Gebäude steht nur der terminus post quem fest. Wir wissen heute, daß das Hauptlager in Haltern auf Grund der Funde nicht nur nach der Varusschlacht längere Zeit belegt gewesen sein muß, sondern wir müssen aus der „Einperiodigkeit“ der meisten Lagergebäude folgern, daß das Lager von seiner Errichtung bis 16 n. Chr. durchbestanden hat. Die Gebäude sind also erst nach 16 n. Chr. entstanden. An Funden nach dieser Zeit liegt aus allen Untersuchungen im Hauptlager nicht allzuviel vor. Immerhin läßt sich soviel sagen, daß sich etwas rädchenverzierte, hart gebrannte, graugelbe Keramik karolingischer Zeit findet, jedoch bis jetzt nicht bei den 3 Bauten. Es ist somit nicht möglich, bis jetzt durch Funde den Endtermin für die Entstehungszeit der Bauten zu bestimmen. Dennoch können sie nicht allzulange nach der Aufgabe des Lagers entstanden sein. Das römische

Niveau des Lagers ist heute an dieser Stelle mit einer Sandschicht von $\frac{3}{4}$ m Dicke überdeckt. Diese Decke ist im Verlauf von rd. 1900 Jahren entstanden und zwar dadurch, daß der im allgemeinen hier herrschende Westwind Sand aus der höher gelegenen Westseite des Lagers nach der niedriger gelegenen Ostseite transportiert hat. Da die Fundamentgräben dieser drei Gebäude jedoch genau wie die der römischen in den gewachsenen Boden hinein ragen, und der Niveauunterschied zwischen den Fundamentgräben dieser 3 Anlagen und denen der *fabrica* nur gering ist, kann eine Überwehung des römischen Niveaus zur Zeit ihrer Errichtung kaum bestanden haben. In der Füllung der Fundamentgräben findet sich außerdem nichtverwittertes frisches römisches Scherbenmaterial. Jedenfalls reicht die Erhöhung nicht aus, um etwa diese Anlagen in die karolingische Zeit zu setzen.

Damit wird allerdings das Rätsel, das sie uns bieten, nur noch komplizierter. Um Wohnbauten handelt es sich bei diesen drei Baulichkeiten doch wohl mit Sicherheit nicht. Irgendeinem technischen Zweck können sie auch nicht gedient haben, bisher bieten Funde dafür keinerlei Anlaß. Insbesondere der mittlere Bau mit der Feuerstelle deutet auf kultische Zwecke hin. Eine ähnliche Bestimmung möchte man auch für die beiden anderen Gebäude annehmen. Dann ergibt sich jedoch die weitere Frage: Haben wir germanische oder römische Kultbauten vor uns, oder aber ist das mittlere Gebäude ein Kultbau römischer Art, und sind die beiden anderen germanischer Art? Und so könnte man weiter fragen. Wohl ließen sich Parallelen zu den beiden Bautypen finden, wenn auch zeitlich weit abgelegene. Die beiden größeren Bauten mit Pfostenlöchern vor den Längsseiten erinnern an die primitive Form des Vorhallenhauses, wie sie etwa das bekannte jungsteinzeitliche Grabhaus von Haldorf in Hessen darstellt. Und der kleinere Bau mit seinen drei Nischen lebt noch in einem frühen Kirchentypus fort, worauf z. B. Steiner-Trier uns hinweist. Eine Parallele zu der Gesamtanlage ist mir jedoch nicht bekannt. Ihre Gruppierung ist ebenso merkwürdig: Die Mittelachsen aller drei Bauten richten sich auf einen Punkt. Aus diesem Grunde möchte Steiner das Ganze für eine Tempelanlage halten.

Wie ihm auch sei: Wir veröffentlichen diese Bauten schon jetzt, um die Diskussion über sie in Gang zu bringen.

7. Ein Haus bei Oerlinghausen i. Lippe

1 km südlich Oerlinghausen, hart östlich der westfälischen Grenze, erstreckt sich am sogen. Welschenweg ein schmales Tal von NW nach SO, das von Höhenzügen begleitet wird, und das nach bisherigen Funden zu rechnen schon im Mesolithikum einzelne Siedler angezogen hat. Am Fuß der Barkhauser Berge findet sich in diesem Tal bei dem Forsthaus Welschen eine schmale, etwa 200 m lange, anscheinend künstlich geschaffene Terrasse, die ca. 5 m über der Wasser führenden Talsohle liegt. Der Lehrer Diekmann-Oerlinghausen hatte hier 1929 neben mesolithischen Funden eine größere Grube angetroffen mit Resten bombenförmiger Gefäße, zwei eisernen Sporen, eisernen Messern (karolingisch). Eine Anzahl von Pfostenlöchern, die nach Diekmann die Grube umgeben hatten, waren von D. bereits untersucht und ausgehoben, so daß bei der Nachprüfung nicht mehr entschieden werden konnte, ob sich ein Gebäude über dieser Grube erhoben hatte, und welchen Grundriß etwa dieses Gebäude gehabt hatte. Bei der Aushebung der Grube stieß D. dann auf eine Bodenverfärbung, die sich als Fundamentgraben ansprechen ließ. Wir haben hier dann zusammen mit D. etwa

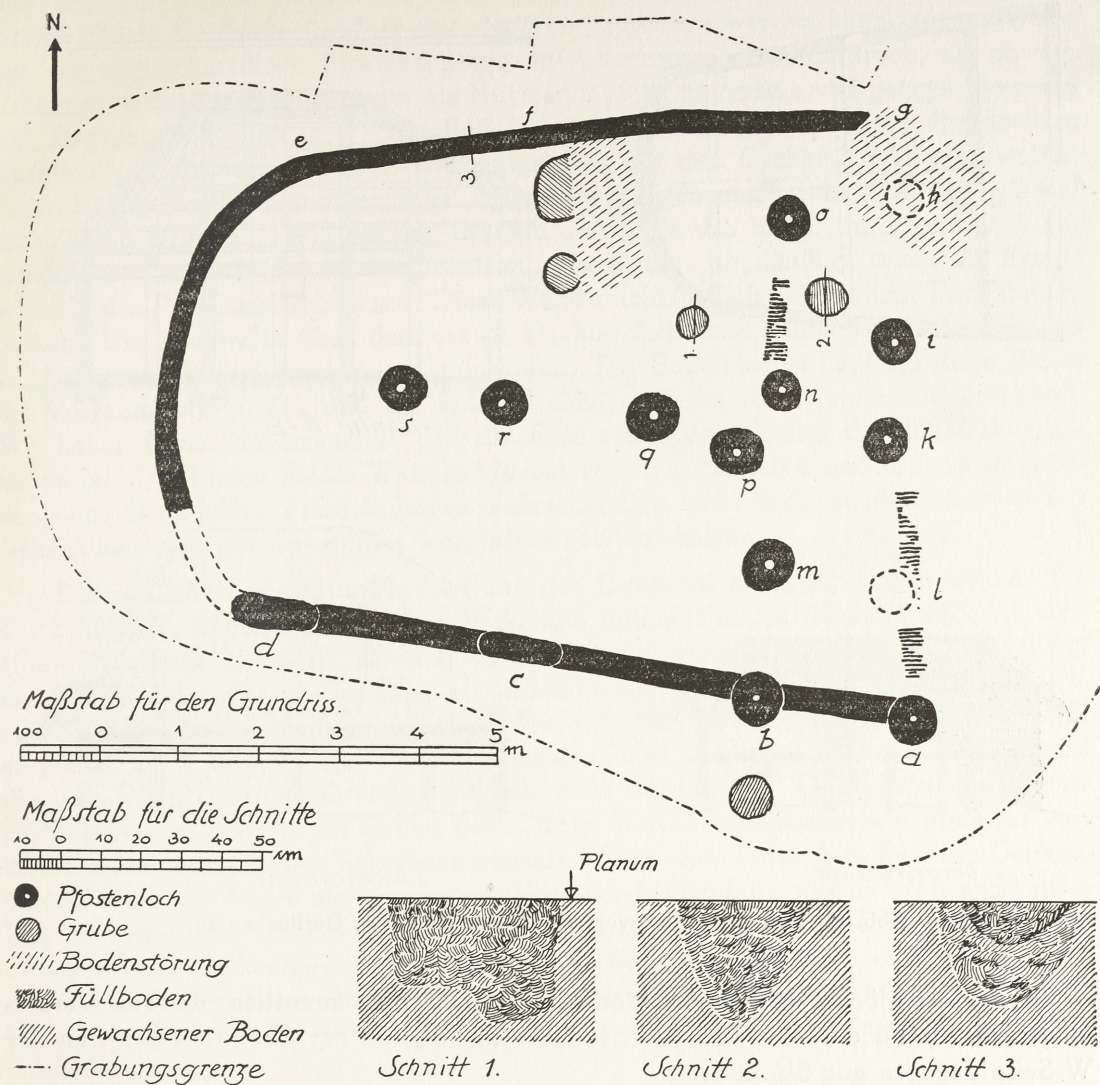
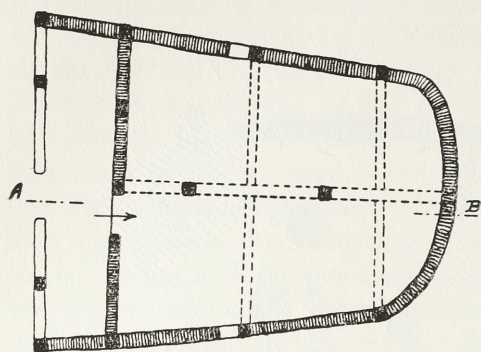
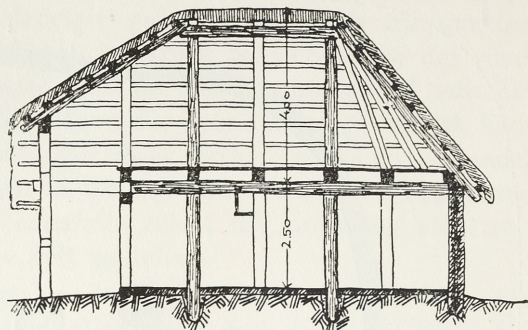
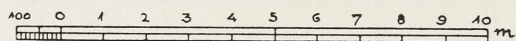


Abb. 11. Grundriß des Hauses von Oerlinghausen.

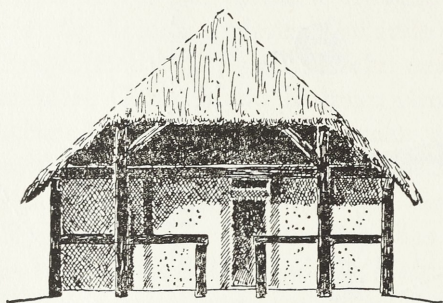
100 qm Fläche abgedeckt. Dabei fand sich der auf Abb. 11 wiedergegebene Hausgrundriß. Das Fundamentgräbchen reichte noch 30 cm in den gewachsenen Boden und war 35 cm breit. An der westlichen Schmalseite des Hauses biegt das Gräbchen fast halbbogenförmig um (vergl. Tafel 18, 2), hatte scheinbar an einer Stelle eine Unterbrechung von rd. 1 m Breite und setzte dann gradlinig wieder an. Der nördliche Fundamentgraben zeigte eine einheitliche dunkle Füllung, der südliche ließ einige pfostenlochartige Vertiefungen erkennen. Die O-Seite des Hauses zeigte zwei Reihen Pfosten; in der äußeren waren jedoch mit Sicherheit nur 3 Pfosten anzusprechen, während die an der NO-Ecke hier anzunehmenden 2 Pfostenlöcher der vorhergehenden Grubenuntersuchung zum Opfer gefallen waren. Durch die Mitte des vom Fundamentgraben umschlossenen Raumes zieht sich eine Reihe von 4 Pfosten. Außerdem fanden sich 4 von D. z. T. bereits angeschnittene Gruben.



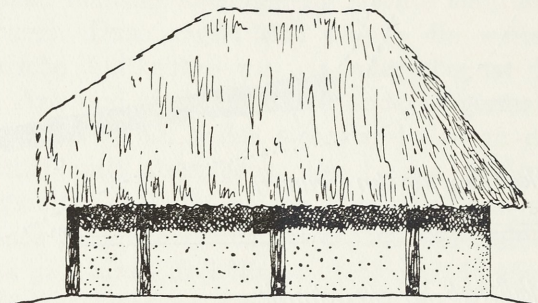
Grundriss.



Schnitt A-B.



Vorderansicht.



Seitenansicht.

Abb. 12. Rekonstruktionsversuch für das Haus von Oerlinghausen.

Die Pfostenlöcher waren meist an kleineren Steinen kenntlich, die von Verkeilungen herrühren dürften. Der Bau ist rd. 9 m lang, an der O-Seite $7\frac{1}{2}$ m, an der W-Seite dagegen nur $5\frac{1}{2}$ m breit.

Zum Rekonstruktionsversuch: (vergl. Abb. 12).

Der im Mittel $6\frac{1}{2}$ m breite Innenraum fordert eine Verankerung der Längswände. Diese kann nur erfolgen durch die Dachbinder. Dachbinder sind anzunehmen über den Pfosten d—e, c—f, b—o, resp. Wand. Auf den Pfosten s und qu wird ein Unterzug gelegen haben, der die Binderbalken wegen ihrer großen Spannweite von über 6 m vor Durchbiegung schützte.

Leider ist durch die Untersuchung der Grube die NO-Ecke des Baues zerstört worden. Es bleibt daher trotz der zwei sicher vorhandenen Pfosten zweifelhaft, ob wir hier einen offenen Vorraum anzunehmen haben oder nicht. Selbst wenn die NO-Ecke noch weiter in die gestörte Grube hinein geragt haben sollte, bleibt die mittlere Breite dieses Vorraumes mit rd. 1 m außerordentlich gering. Praktisch ist mit einem so eng begrenzten Raume kaum etwas anzufangen, eine Erscheinung, die auch bei anderen vorgeschichtlichen Bauten sehr häufig anzutreffen ist. Man vergleiche z. B.

das jungsteinzeitliche Haus 3 von Altfriesack¹⁷, wo sich ein Vorraum von nur 80 cm Breite findet, der kaum noch als Nutzraum angesprochen werden kann. Man gewinnt aus der ungleichmäßigen Pfostenstellung des „Vorraums“ den Eindruck, als ob den Erbauern selbst an dem Vorraum als Nutzraum nicht besonders viel gelegen gewesen sei. Dagegen bekommt er erhöhte Bedeutung, wenn man ihn als einen überdachten Vorplatz auffaßt, von dem man aus Materialien auf den Dachboden bringen wollte. Einen Dachboden haben wir auch bei diesem Bau angenommen, ebenfalls aus wärmetechnischen Gründen. Wir nehmen deshalb nicht, wie das bisher im allgemeinen geschehen ist, einen Giebel an der Frontseite des Hauses an, sondern sehen die Frontwand in der Pfostenreihe b m n o. Diese Wand reicht jedoch nur bis zum Dachbinderbalken. Die Frontseite über dem ersten Dachbinderbalken nehmen wir als offen an zur bequemen Aufbringung von Lagermaterial. Der Boden selbst liegt auf diese Weise um Vorraumtiefe zurück und ist dadurch ohne weiteres vor Schlagregen geschützt. Wir haben ferner angenommen, daß die Frontspitze des Daches tief abgewalmt gewesen ist. Die Enden dieses Walmes können von den Pfosten e und h getragen worden sein. Die Pfosten i und k gingen wahrscheinlich nicht hoch, sondern werden mit Querbalken eine Art Sperre des Vorplatzes gebildet haben.

Die zeitliche und kulturelle Stellung des Baues ist nicht ganz unbestritten. An der Fundstelle kommt, wie die von Diekmann untersuchte Grube zeigt und wie sonstige Streufunde beweisen, karolingisches Material vor. Schroller und Tackenberg, die das Fundmaterial aus der Diekmannschen Grube gesehen haben, setzen es, wie ich, zwischen das 6. und 9. Jahrh. In dem von mir 1929 geführten Fundprotokoll heißt es jedoch ausdrücklich: „Das Scherbenmaterial, das sich zerstreut im ganzen Innern des Baues fand, war in sich einheitlich, und zwar Spätlatène.“ Diese Scherben glaubte ich datieren zu können auf Grund des z. B. in Haltern mit römischem Material vorkommenden germanischen Scherbenmaterials. Die Keramik aus dem Bau von Oerlinghausen steht mir leider nicht mehr zur Verfügung; ebenfalls war es noch nicht möglich nachzuprüfen, ob das im Museum Detmold befindliche Scherbenmaterial, das Schroller und Tackenberg gesehen haben, aus der Grube stammt oder aus dem von mir beschriebenen Haus. Daß sich an der Fundstelle latènezeitliches Material findet, ist, soweit mir bekannt, Herrn Diekmann u. a. von Jakob-Friesen, Schulz-Halle, Götze bestätigt worden.

Diekmann hat später noch Reste anderer Bauten auf derselben Terrasse gefunden, bei denen ebenfalls karolingisches Material überwiegt. Nach Allem dürfen wir annehmen, daß Spuren karolingischer Zeit endlatènezeitliche Fundspuren an dieser Stelle überschneiden. Für diese Tatsache spricht auch, daß es sich bei den übrigen von Diekmann gefundenen Hausresten, soweit sie sich überhaupt zu einigermaßen gesicherten Grundrissen zusammenfügen lassen, um Viereckbauten handelt, während der von uns beschriebene Bau an den Schmalseiten Runddecken zeigte, die auf Flechtwandkonstruktion hindeuten.

Zum Schluß, jedoch nicht zuletzt dürfen wir darauf hinweisen, daß die Grundrißform des Hauses doch größte Ähnlichkeit mit dem Haus von Rhade zeigt. Und dieses liegt der Spätlatènezeit doch erheblich näher als der Karolingischen Zeit.

¹⁷ am bequemsten z. B. bei Schuchhardt, Vorgeschichte von Deutschland, 1. Aufl. 1928, S. 61.

Die Hügelgräber der jüngeren Steinzeit in Westfalen

Von Christoph Albrecht

In der jüngeren Steinzeit unterscheiden wir zwei große Kulturkreise in Westfalen, den einen nördlich der Lippe, erkennbar durch gewaltige aus Findlingsblöcken errichtete Steinkammern, und den anderen, südlich der Lippe, charakterisiert durch große in den Boden eingelassene Steinkisten. Die Steinkammern und Steinkisten waren meist Grabstätten für ganze Sippen. Die Grabform wie die zahlreichen Beigefäße mit Tiefstichornamentik zeigen, daß das Gebiet nördlich der Lippe zu dem großen nordischen Kulturgebiet gehört, dagegen lassen die Steinkisten mit nur wenigen Beigaben auf Kulturzusammenhänge nach dem Westen schließen¹.

Im Ausgang der jüngeren Steinzeit sehen wir nun ganz neue Kulturerscheinungen sowohl nördlich wie südlich der Lippe auftreten. Wieder sind es Grabanlagen, die die neuen Kultureinflüsse erkennen lassen. Neben den Steinkammern und Steinkisten treten jetzt Einzelgrabanlagen unter großen Erdhügeln mit ganz anders gearteten Grabbeigaben auf. Nur kurze Zeit kann dieses Nebeneinander verschiedener Kulturerscheinungen gedauert haben. Steinkammern und Steinkisten verschwinden im Laufe der ältesten Bronzezeit. Die Einzelgrabbestattungen unter Hügeln bleiben noch im Laufe der ältesten Bronzezeit bestehen. Neben der Körperbestattung tritt jetzt auch Leichenverbrennung auf. Die Vorgeschichtsforschung begnügt sich nun nicht mit der Feststellung dieser verschiedenen Erscheinungsformen, sondern sie sucht die Ursachen für die neuen Totenbräuche zu erkennen. Es entsteht daher die Frage: Woher kommen die neuen Kultureinflüsse, und wie breiten sie sich in Westfalen aus? Weiter fragen wir uns, ob in dem Auftreten der neuen Grabformen auch ein Vordringen neuer Völker in Westfalen zu sehen ist. Antwort können wir auf diese Fragen nur bekommen, wenn das Material systematisch aufgearbeitet und veröffentlicht sein wird. Bisher ist nur ein Teil der Funde aus Westfalen in Arbeiten über die jüngere Steinzeit, die große Gebiete umfassen, mitbehandelt worden. Hier sollen, veranlaßt durch eigene Untersuchungen steinzeitlicher Hügelgräber in den letzten Jahren, zunächst die Grabanlagen und Grabfunde in Westfalen behandelt werden.

Fundberichte

Blömkeberg (b. Bielefeld), Kr. Bielefeld.

Lit.

XII. und XX. Jahresbericht des histor. Ver. Bielefeld (Wilbrand) Bd. 11 (1897), S. 40, Bd. 12 (1898), S. 83.

Ravensberger Blätter 1911, S. 77, 1914, S. 19 (Schulz).

Mannus V (1913), Abb. 7 (Kossinna).

Ber. des Naturw. Ver. Bielefeld, 1922 (Junkermann).

Aus der Vorzeit, 1, H. 7/8 (1924), S. 120, Nr. 33 (Adrian).

¹ Ebert, Reallexikon, Stichwort Westfalen (Stieren).

Stieren, Die großen Steinkisten Westfalens („Westfalen“) 1927.

Aberg, Nord. Kulturgebiet, 1928, S. 193 f., Abb. 291.

Stampfuß, Die jungneolithischen Kulturen in Westdeutschland, Bonn 1929, S. 87, Taf. X, 13.

Mitt. d. Alt.Komm. f. Westf. VII (1922), S. 28 (Stieren).

Mannus 17 (1925), S. 284 (Krebs).

Museum Bielefeld.

Nach dem Bericht von Wilbrand stammt der in der oben aufgeführten Literatur vielfach beschriebene und abgebildete Becher aus einer Hügelgräbergruppe vom Ost-
abhang des Blömkeberges in der Gemeinde Brackwede des Landkreises Bielefeld. Durch Nachgraben unter dem schon verschwundenen Hügel haben Schüler den 26,7 cm hohen Becher aus gelbrotem Ton gefunden. Er ist von der Mündung (Dm. 16 cm) bis zur Standfläche (Dm. 6,7 cm) mit Zonen von schrägen Punktreihen etwa in der Art wie der Becher auf Taf. XIX, 1 bedeckt. Da der Hügel schon abgetragen war, sind keine weiteren Feststellungen über die Grabanlage gemacht worden.

Coesfeld, Kr. Coesfeld.

Museum Coesfeld.

Vor etwa 10 Jahren wurden etwa 1 km östlich von Coesfeld und 50—60m westlich von der Landstraße nach Osterwick beim Sandabfahren der auf Taf. XIX, 3 wiedergegebene fast ganz erhaltene Becher aus gelb-braunem Ton gefunden. Er ist 15 cm hoch. Der Mündungsdurchmesser beträgt 13,5 cm und der des Bodens 7,5 cm. Die Verzierung ist zonenartig in Linien und Winkelstrichmuster angebracht. Nähere Fundumstände sind nicht bekannt. Es ist jedoch zu vermuten, daß der Becher aus einer durch das Sandabfahren zerstörten Grabanlage stammt.

Epe, Kr. Ahaus.

Museum Münster.

Von dem Vertrauensmann für Bodenaltertümer in Epe, Amtsbaumeister Menges, erhielt die Vorgeschichtliche Abteilung des Landesmuseums Nachricht, daß bei Planierungsarbeiten des Freiwilligen Arbeitsdienstes in Epe auf dem „Hogen Kamp“, einer hochwasserfreien Kuppe im südlichen Mündungswinkel der Dinkel und des Bösingbaches (s. Ausschnitt aus dem Meßtischblatt auf Abb. 1) vorgeschichtliche Gegenstände gefunden seien. Auf Grund der Meldung konnte auf einer von mir beobachteten Fläche von etwa 40 : 50 m Fundamentgräbchen und Pfostenlöcher mehrerer Gebäude und Grabanlagen aus verschiedenen vorgeschichtlichen Perioden festgestellt werden. Hier soll nur über eine Grabanlage berichtet werden, die nach den Funden zu unserer Gruppe gehört hat.

An der Geländeoberfläche war keine Spur einer ehemaligen Grabanlage mehr erkennbar. Nach Abdeckung der Ackerkrume und der etwa 50 cm starken Humusschicht hob sich von dem hellen Sandboden eine etwa rechteckige Grube von 2 : 1 m ab. Die Grube war eingefast mit einem etwa kreisförmigen Gräbchen von 3,50 m Dm. und 0,50 m Breite. Weiter umgaben in Form eines Kreises von etwa 14 m Dm. dicht nebeneinander gesetzte Pfostensetzungen die rechteckige Grube. (S. Abb. 2.) Beim Ausheben der etwa 30 cm tiefen Grube fand sich auf der Sohle in der Nordwest-Ecke der auf Taf. XIX, 4 gezeigte Becher; auf dem Becher lag das Feuersteinmesser und südlich neben dem Becher auf der Sohle der Grube das Steinbeil (s. Taf. XIX, 4). Skelett- oder Brandreste waren in dem Boden nicht festzustellen.

Der 18 cm hohe Becher mit geschweiftem Profil aus gelbrotem Ton ist unverziert. Die Standfläche des abgesetzten Fußes hat einen Durchmesser von 5,5 cm. Das Feuersteinmesser ist 8,7 cm lang und an den Rändern retuschiert. Das 8,2 cm lange Beil

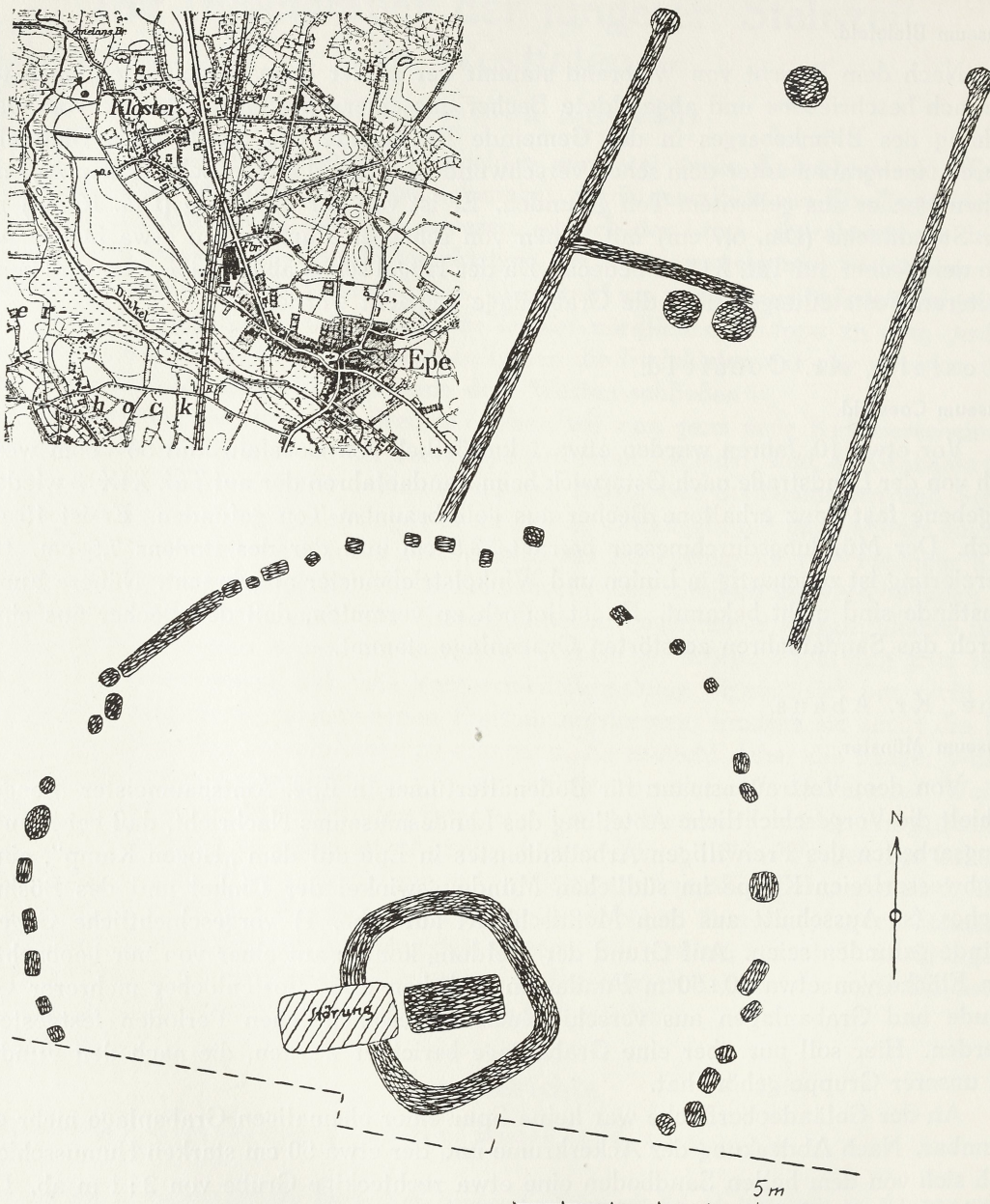


Abb. 1. Epe. Ausschnitt aus dem Meßtischblatt Nr. 2073. M. ca. 1 : 33 000.

Abb. 2. Epe. Grundriß.

mit schön polierter Schneide ist aus nordischem Feuerstein, die Seiten und der Rücken sind besonders bearbeitet.

Das um die Bestattungsgrube laufende Gräbchen schnitt muldenförmig 30—40 cm, und die Pfostenlöcher rechteckig etwa noch 30 cm tief in den hellen Boden hinein.

Das Gräbchen und die Pfostenlöcher zeigten die gleiche Verfärbung der Füllerde wie die Grube, während die jüngeren Pfostenlöcher und Fundamentgräbchen eine dunklere Verfärbung hatten. Die gleiche Verfärbung wie auch die Lage lassen eindeutig die Zusammengehörigkeit zu einer Bestattungsanlage erkennen. In gleicher Verfärbung hoben sich nun anschließend an die Pfostenlöcher in nordöstlicher Richtung 2 etwa parallel laufende Fundamentgräbchen und mehrere Pfostenlöcher aus dem hellen Boden ab (s. Abb. 2). Die Lage der Gräbchen und Pfostenlöcher läßt auf einen Rechteckbau von 7 : 12 m mit zweigeteiltem Innenraum schließen. Funde sind innerhalb der Gräbchen nicht gemacht worden, auch fanden sich keine Spuren von einer

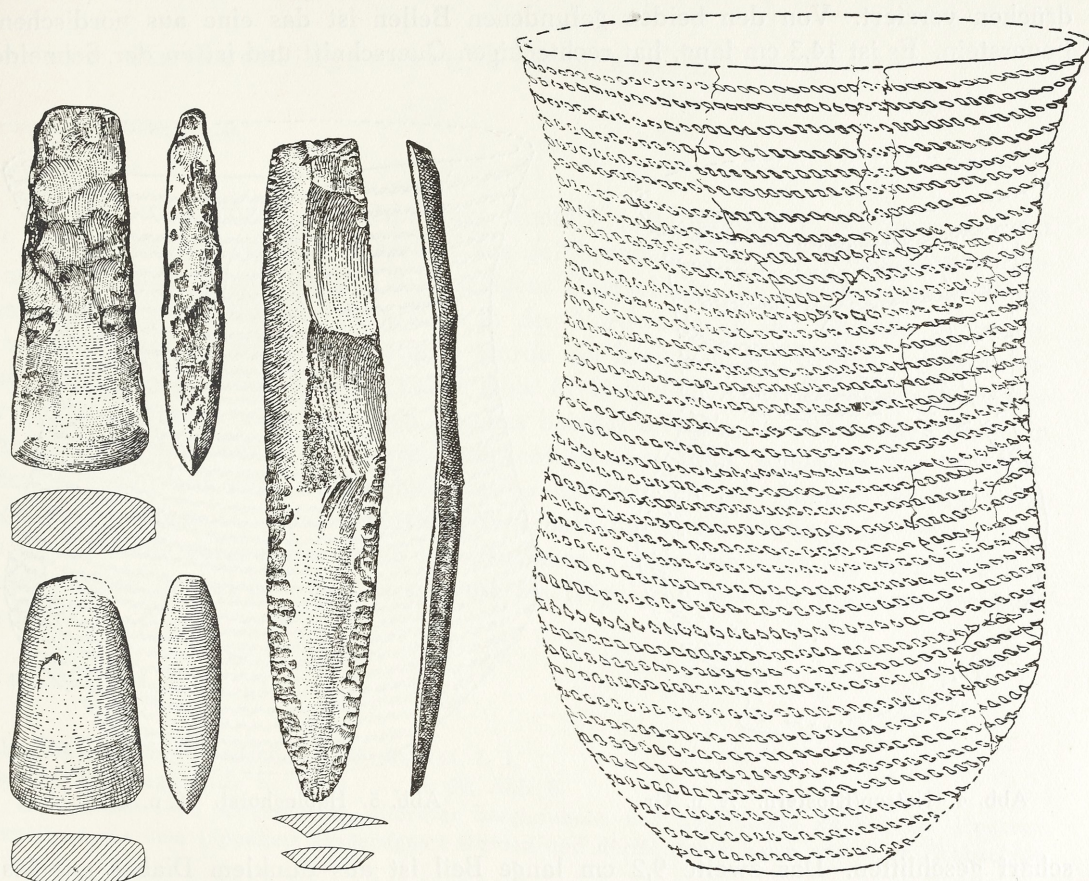


Abb. 3. Greven. $\frac{1}{3}$ n. Gr.

$\frac{1}{2}$ n. Gr.

Herdstelle. Ich nehme daher an, daß es sich nicht um ein Wohnhaus, sondern um einen Kultbau handelt, der sich direkt an die Palisadenwand des Hügels angelehnt hat. Der Haupteingang dürfte an der Nordfront gelegen haben. Ähnliche Anlagen sind mir nicht bekannt.

Greven, Kr. Münster.

Lit.

Stampfuß, Die jungneolithischen Kulturen . . . a) S. 186, b) S. 215, c) S. 228.

Krebs, Die Vorrömische Metallzeit im Westf.-Rheinischen Industriegebiet. Dortmund 1929, S. 57.

Aus der Vorzeit 1 (1933) S. 29 ff. (Andree).

Im Jahre 1923 wurde bei Planierungsarbeiten ein etwa 3 m hoher Hügel mit einem Durchmesser von 18 m unter Aufsicht von Dr. Zöllner, Geol. Institut der Universität Münster in der Bauerschaft Fuestrup rechts der Ems abgetragen. Nach einem kurzen Bericht von Andree (s. o. Lit.Angabe) sind Spuren von Innenbauten nicht beobachtet worden. Die auf Abb. 3 gezeigten Funde sollen auf dem natürlichen Boden, etwa in der Mitte des Hügels gelegen haben.

Die sechs geborgenen Scherben stammen von einem geschweiften Becher aus sehr bröckeligem gelbbraunem Ton. Er war mit horizontal laufenden schnurähnlichen Eindrücken verziert. Von den beiden gefundenen Beilen ist das eine aus nordischem Feuerstein. Es ist 14,3 cm lang, hat rechteckigen Querschnitt und ist an der Schneide

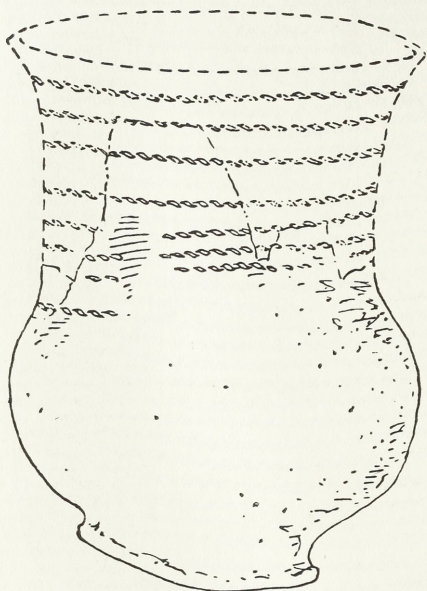


Abb. 4. Natrop/Klostern. $\frac{1}{2}$ n. Gr.

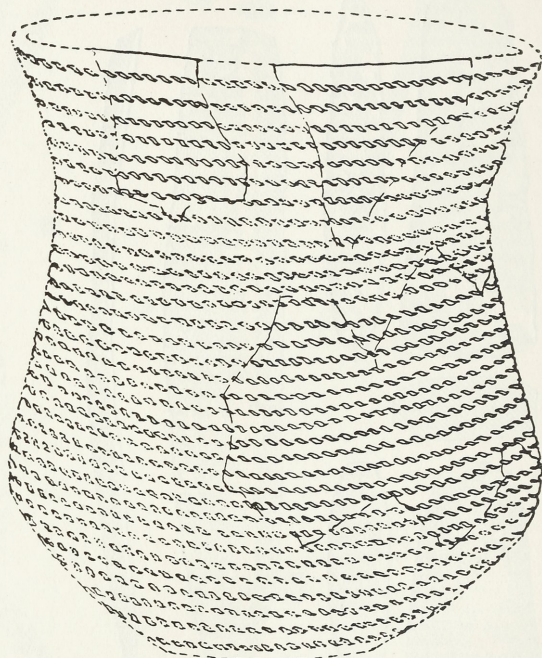


Abb. 5. Habinghorst. $\frac{1}{2}$ n. Gr.

scharf geschliffen. Das zweite 9,2 cm lange Beil ist aus dunklem Diabas mit fast ovalem Querschnitt. Die Oberfläche ist fein poliert. Die 26 cm lange, leicht gebogene Klinge aus gelbbraunem Feuerstein hat etwa von der Mitte bis zur Spitze fein gemuschelte Seitenkanten. An weiteren Grabbeigaben fanden sich noch zwei Schleifsteine mit gut polierten Schleifflächen.

Habinghorst, Amt Rauxel, Kr. Dortmund.

Lit.

Baum, Führer durch das Museum Dortmund 1908, S. 138.

Mannus 17 (1925), hgb. 1926 S. 285 (Krebs).

Mitt. der Alt.Komm. f. W. VII (1922) S. 28 (Stieren).

Kossinna, Ursprung und Verbreitung der Germanen. Mannus Bibl. (1928) Nr. 6, S. 285.

Stampfuß, Die jungneol. Kulturen . . . S. 186.

Museum Dortmund.

Nach Angabe von Professor Baum, Dortmund, stammen die Fragmente des auf Abb. 5 wiedergegebenen rekonstruierten Bechers von einem ausgedehnten Hügelgräberfeld auf der südlichen Terrasse am Emscherknie. Nach den in den Museen von Berlin und Dortmund befindlichen Fundstücken gehört der größte Teil der Anlage der Urnenfelderstufe an. Die Scherben aus gelbbraunem Ton mit echtem Schnurornament des rekonstruierten Bechers gehören zu unserer Gruppe. Die Fragmente sind nicht von Professor Baum selbst ausgegraben worden; sie sollen aber aus einem zerstörten Hügelgrab des genannten Gräberfeldes stammen. Nähere Angaben liegen nicht vor.

Haltern, Kr. Recklinghausen, Fundstelle I.

Lit.

Germania 18, 1934, S. 50.

Museum Haltern.

Bei Untersuchungen im römischen Kastell („Hauptlager“)² wurden die auf Taf. XX, 5 wiedergegebenen Scherben aus gelbbraunem Ton mit Wickelschnurornament, das Grünsteinbeilchen mit rechteckigem Querschnitt, die Pfeilspitze und einige Messerchen aus nordischem Feuerstein in der Nordwestecke der Fabrika gefunden. In unmittelbarer Nähe der Fundstücke wurde ein kreisförmiger Graben mit konzentrischem Pfostenkreis im Innern (vergl. Abb. 6) freigelegt. Der Gesamtdurchmesser des von dem Graben umschlossenen Raumes beträgt 6,70 m. Da die Anlage kaum in Beziehung zu den römischen Bauten gebracht werden kann, schließen wir aus ähnlichen Anlagen auf einen Grabhügel, der wahrscheinlich bei Anlage des Kastelles eingeebnet worden ist. Eine Bestattung innerhalb des Kreises war nicht feststellbar. Die in der Nähe gefundenen, oben beschriebenen Funde wie auch die Anlage selbst deuten jedoch darauf hin, daß es sich um ein Hügelgrab aus der jüngeren Steinzeit handelt.

Fundstelle II.

Lit.

Krebs, Die vorröm. Metallzeit . . . S. 40, Taf. 7, 1.

Stampfuß, Die jungneolith. Kulturen . . . S. 59, Abb. 8.

Der in der oben aufgeführten Literatur beschriebene und abgebildete Becher der jüngeren Steinzeit ist aus dem Lippebett ausgebaggert worden und dürfte daher kaum aus einer Grabanlage stammen.

Heimsen, Kr. Minden.

Museum Minden.

Nach Angabe von Hauptlehrer Seele aus Jössen, Kr. Minden, ist der auf Taf. XX, 4 wiedergegebene Becher beim Abtragen eines Grabhügels (s. Ausschnitt aus dem Meßtischblatt auf Abb. 7) geborgen worden. Nähere Angaben über den Grabhügel liegen nicht vor. Der aus gelbrotem Ton hergestellte Becher ist 17,4 cm hoch, der Mündungsdurchmesser beträgt 16,5 cm und der Durchmesser der Standfläche 6,1 cm. Die Mün-

² vgl. die Berichte über die Grabungen in Haltern in den Mitteilungen der Altertumskommission für Westfalen Bd. 2—7 (1901—1922).

dung ist mit echten Schnureindrücken und die Gefäßwand bis zum unteren Bauchumbruch mit Stricheinkerbungen in Art des Fischgrätenmusters verziert.

Herne.

Museum Herne.

In der Nähe der alten Wasserburg Strünkede (s. Ausschnitt auf dem Meßtischblatt auf Abb. 8) konnten bei Anlage eines Sportplatzes zahlreiche Grabanlagen von dem Museum in Herne mit Unterstützung der Vorgeschichtlichen Abteilung des Landesmuseums untersucht werden. Eine Grabanlage gehört, wie der im Innern der Anlage gefundene Scherben auf Abb. 14 zeigt, zu unserer Gruppe aus der jüngeren Steinzeit.

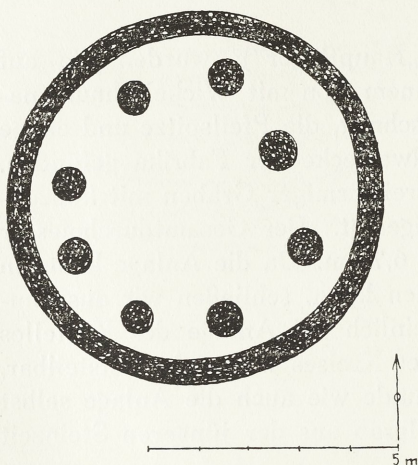


Abb. 6. Haltern. Grundriß.

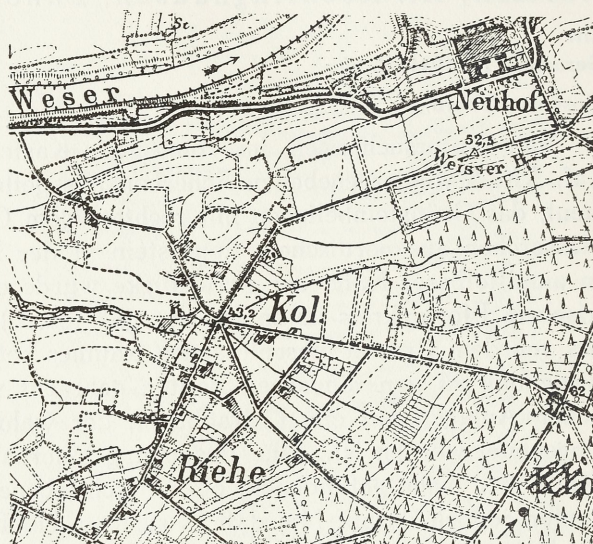


Abb. 7. Heimsen. Ausschnitt aus dem Meßtischblatt Nr. 1882 M. 1 : 25 000.

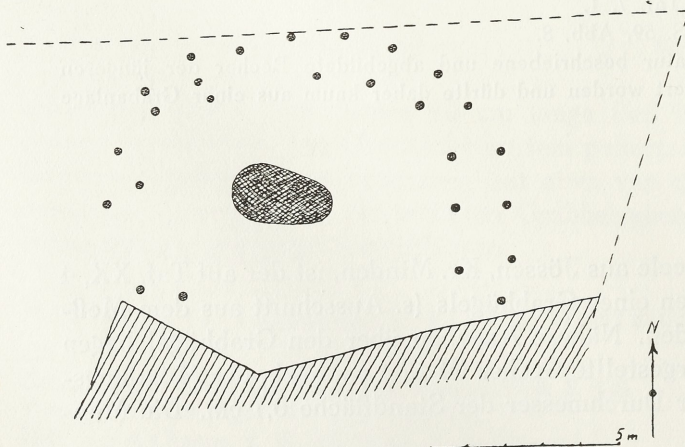


Abb. 9. Herne. Grundriß.

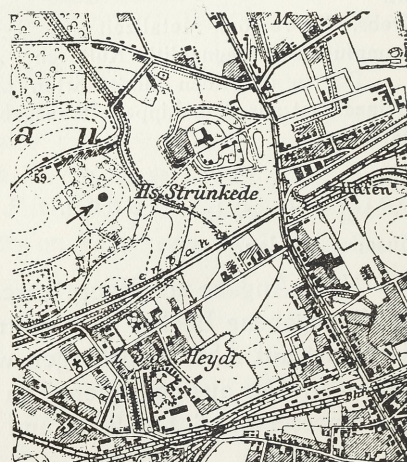


Abb. 8. Herne. Ausschnitt aus Meßtischblatt Nr. 2504. M. 1 : 25 000.

An der heutigen Geländeoberfläche war keine Spur eines ehemaligen Hügelgrabes erkennbar. Beim Abdecken der etwa 60 cm starken humösen Sandschicht mit Grasnarbe hoben sich in Kreisform mit einem Durchmesser von etwa 11 m eine doppelte Reihe von Pfostenlöchern aus dem anstehenden Boden ab. Innerhalb der Pfosten lag eine flache Grube von etwa 2,5 zu 1,5 m (s. Planaufnahme auf Abb. 9). In der Grube selbst sind keine Funde gemacht worden. Leider ist nicht beobachtet, wie weit moderne Störungen in dem von den Pfostenlöchern eingeschlossenen Raum und auch bei der Grube vorliegen. Die Pfostenlöcher hatten auf dem Planum noch einen Durchmesser von 30—40 cm und schnitten muldenförmig 20—30 cm in den gewachsenen Boden ein. Der im Innern der Anlage gefundene Scherben stammt von einem dickwandigen Gefäß aus sehr steinchenreichem Ton in gelbbrauner Farbe mit Wickelschnurornament.

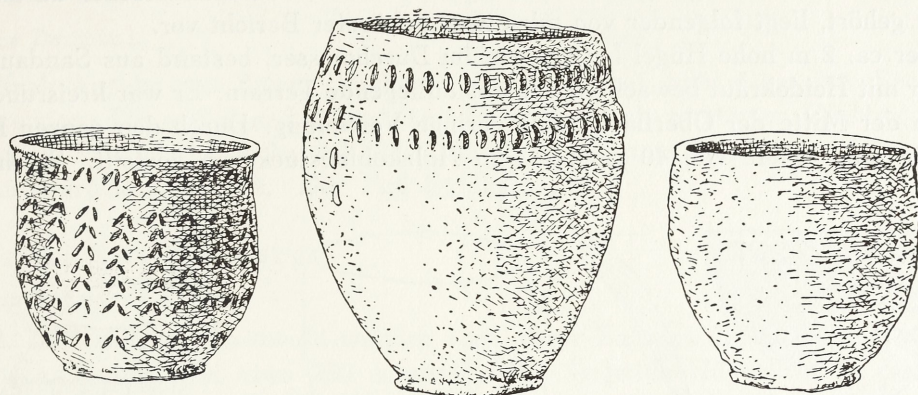


Abb. 10. Hülsten. $\frac{1}{3}$ n. Gr.

Hülsten, Kr. Borken.

Lit.

Germania 14 (1930) S. 245.

Prähist. Zeitschrift 23 (1932) Heft 3/4, S. 299 ff.

Museum Essen.

Auf dem Radberge bei Hülsten hat Kahrs aus Essen in den letzten Jahren mehrere Hügelfrüher untersucht. Aus einem kurzen vorläufigen Bericht geht hervor, daß neben zahlreichen Grabanlagen der Urnenfelderstufe auch zwei Grabhügel der jüngeren Steinzeit freigelegt worden sind. In ihnen waren die Toten als Hocker in Baumsärgen beigesetzt. In dem einen Hügel wurden neben 5 Hockerbestattungen eine gleichaltrige Leichenbrandbeisetzung ebenfalls in einem Baumsarge (?) festgestellt. Aus den direkt um den Bestattungsgruben freigelegten Pfostenlöchern schließt Kahrs auf Totenhäuser. In den in größeren Abständen — bis 18 m im Durchmesser — in polyedrischer Form festgestellten Doppelreihen von Pfostenlöchern sieht Kahrs Palisaden mit dazwischenliegenden Baumstämmen, die als Zaun den erst nach Zerstörung des Totenhauses errichteten Erdhügel umgeben haben.

Von den Beigaben, die an oder neben dem Hügel gelegen haben, sind mir von Kahrs in entgegenkommender Weise die drei auf Abb. 10 gezeigten Becher aus gelbbraunem Ton zur Verfügung gestellt worden. Ein kleiner Becher ist unverziert, der

zweite ist mit parallellaufenden Doppelstrichreihen und der hohe Becher mit einfachen Nageleindrücken verziert. Alle drei haben besonders abgesetzte Standfüße.

Ein eingehender Grabungsbericht folgt demnächst von Direktor Kahrs.

Marler Heide, Kr. Recklinghausen.

Lit.

Vestische Ztschr. 1888/89, Abb. A u. B S. 22 f. (Strotkötter).

Mannus 17 (1925), hgb. 1926 S. 285 (Krebs).

Stampfuß, Die jungneolith. Kulturen . . . S. 186.

Museum Münster und Dorsten.

Über die Untersuchung eines im Jahre 1889 vorgenommenen, an der Landstraße von Dorsten nach Marl gelegenen Grabhügels, der nach den Fundstücken zu unserer Gruppe gehört, liegt folgender von mir etwas gekürzter Bericht vor.

„Der ca. 2 m hohe Hügel hatte 19 m im Durchmesser, bestand aus Sandaufwurf und war mit Heidekraut bewachsen wie das anliegende Terrain. Er war kreisrund und hatte in der Mitte der Oberfläche eine geringe Vertiefung. Durch den ganzen Hügel waren in einer Tiefe von 40 cm bis 1 m Holzkohlenstückchen verteilt. Sie hatten

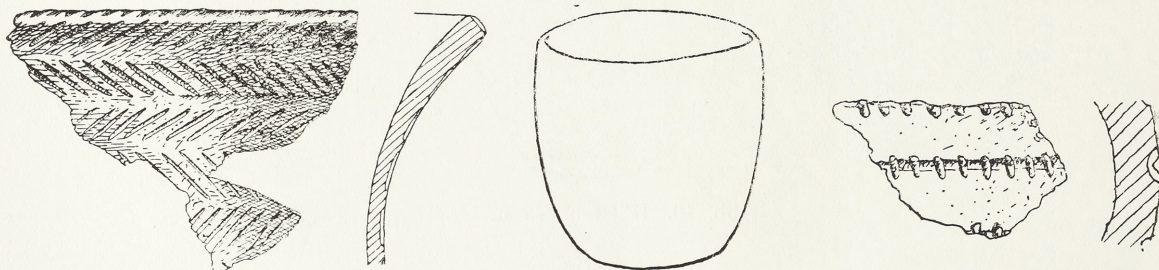


Abb. 11a u. b. Marler Heide. $\frac{1}{2}$ n. Gr.

Abb. 14. Herne. 1 : 1.

eine Dicke von 3 mm bis ca. 2 cm. Man fand 2 Urnen und an 5 Stellen Scherben von Urnen in einer Tiefe von ca. 0,60 bis 1,20 m, meistens in der Linie des westöstlichen Durchmessers. Weder Asche noch verbrannte Knochen wurden in dem Hügel irgendwo vorgefunden. Urne A stand aufrecht, Urne B lag auf der Seite. Häufig lagen Teile zweier oder mehrerer Urnen ineinander. Außer den Urnen und Scherben fanden sich 1 m tief und 30 cm von einander zwei verschiedene Steinäxte. Urne A besteht aus roter Sanderde; sie ist roh gebacken und hat rauhe ungleiche Flächen. Ein Drittel der Seitenfläche ist nicht erhalten. Urne B besteht ebenfalls aus gebrannter roter Sanderde; sie hat eine geschmackvolle Form und ist mit Linearverzierung ganz geschmückt. Der Boden ist nicht erhalten.

Von den Scherben zeigen viele die Linearverzierungen der Urne B, andere sind glatt und ohne Verzierungen. Von den Äxten besteht die eine aus festem Feuerstein; sie hat eine Länge von 8 cm, ist an der Schneide $4\frac{1}{2}$ cm und am Rücken $2\frac{1}{2}$ cm breit und allseitig sauber geschliffen. Die andere besteht aus schwarzem Kieselstein; sie ist 9 cm lang, gleichmäßig 4 cm breit und hat, von den zwei Schneiden abgesehen, parallele Flächen.“

Von den Fundstücken sind heute nur noch die Fragmente des zusammengesetzten, ergänzten, geschweiften Bechers (auf Taf. XIX, 1 — wohl Urne B) und der auf Abb. 11, 1

wiedergegebenen Randscherben von einem ähnlichen Becher erhalten. Die Fragmente der beiden Becher sind aus lederbraunem, schön geschlammtem Ton hergestellt und mit zonenartig eingedrückten Winkelstich- und Winkelstrichreihen verziert. Von der Urne A ist nur noch die auf Abb. 11, 2 wiedergegebene Zeichnung erhalten. Die Beile sind nicht mehr aufzufinden.

Aus dem Bericht ist kein klarer Einblick in den Aufbau des Hügels zu bekommen. Wahrscheinlich handelt es sich um mehrere Bestattungen in einem Hügel.

Bauerschaft Natrop/Klostern, Gemeinde Datteln, Kr. Recklinghausen.

Lit.

Stampfuß, Die jungneolithischen Kulturen . . . S. 181.

Westfälische Zeitschrift 19 (1900) S. 259.

Museum Dortmund.

Nach Angabe von Baum, Dortmund, stand der auf Abb. 4 gezeigte Becher aus gelbbraunem Ton auf dem Leichenbrand in einem stark zerstörten Grabhügel. Der Becher ist von der heute beschädigten Mündung bis zum Bauchumbruch mit echten Schnureindrücken verziert. Der Fuß ist abgesetzt.

Neheim, Kr. Arnsberg.

Museum Neheim.

1. Im Neheimer Stadtwald wurden von Lehrer Bahnschulte auf dem Totenberg im sogen. Redde zwei etwa 250 m auseinander liegende Hügelgruppen festgestellt (s. Ausschnitt aus dem Meßtischblatt auf Abb. 12). Die sieben festgestellten Hügel haben Durchmesser von etwa 9—15 m. Nach Rücksprache mit Dr. Stieren begann Bahnschulte mit der Untersuchung des auf dem Meßtischblatt markierten Hügels. Über den Gang der Grabung liegt folgender von mir nur an einigen Stellen unwesentlich gekürzter Bericht von Bahnschulte vor: „Nachdem die Humusschicht entfernt war, wurde die kreisförmige Kuppe in einem Durchmesser von 2,40 m in Scheiben von 20, 20, 10 und dann 5 cm Stärke abgehoben. In 0,60 m Tiefe gemessen vom Hügelkopf zeigte sich eine durch einen Fuchsbau arg zerstörte Steinpackung. Unter derselben befand sich eine 0,20 m starke Schicht gelblich weißen feinen Lehms (vgl. Planum auf Abb. 13). Da er fest in sich zusammenhielt, wurde der Block im ganzen gelöst, und die Bestattung lag klar zu Tage, in der Form, wie das Photo (s. Taf. XX, 3) sie zeigt: In weicher, dunkler Erde lagen die weißen Knochenreste dicht zusammengelegt in einer Ausdehnung von 0,65 m Länge und durchschnittlich 0,25 m Breite (größte Breite 0,30 m) ohne erkennbare Spuren eines schützenden Behälters. Die Längsrichtung zeigte genau Nord-Süd-Orientierung. Der Boden um die Bestattung herum war eine einzige große Brandfläche, die nach allen Seiten über den von uns freigelegten Teil (2,40 m Dm) hinausging. Sie bestand aus rot und braun gebranntem Lehm, durchsetzt mit größeren und kleineren Holzkohlenresten.

Nach Abhebung eines Teiles der Brandschicht (nördlich der Bestattung) zeigte sich auf der ursprünglichen Erdoberfläche eine ziemlich geebnete Steinlage. Südlich der Bestattung hoben sich in der Brandschicht zwei kreisförmige dunkle Flecken von 0,12 m und 0,10 m Dm. besonders deutlich ab. Sie erwiesen sich bei näherer Prüfung als Pfahlreste von 0,35 m bzw. 0,25 m Länge.

In der Mitte zwischen den Pfostenlöchern war die Steinlage etwas gewölbt. Nach Wegnahme der Decksteine hob sich deutlich eine vierseitige fast ovale Steinfassung, bestehend aus größeren und kleineren Steinen ab, einen muldenartigen Behälter von etwa 0,30 m : 0,25 m Größe bildend. Das Steinoval war mit weicher, dunkelgefärbter Erde angefüllt und steinfrei (mit Ausnahme zweier größerer Steine am Rand). Inmitten dieser lockeren Erdfüllung fanden sich eine sauber gearbeitete Pfeilspitze und eine Messerklinge aus Feuerstein (s. Abb. 13c). Die weitere Ausräumung der steinumsetzten Mulde und Untersuchung der Umgebung bis auf den gewachsenen Boden, der hier als splinterige Grauwacke (Faulschiefer) auftritt, ergab nichts Neues. Eine nochmalige sorgfältige Durchsiebung des beiseite gelegten Inhaltes der Mulde ergab ebenfalls nichts Besonderes."

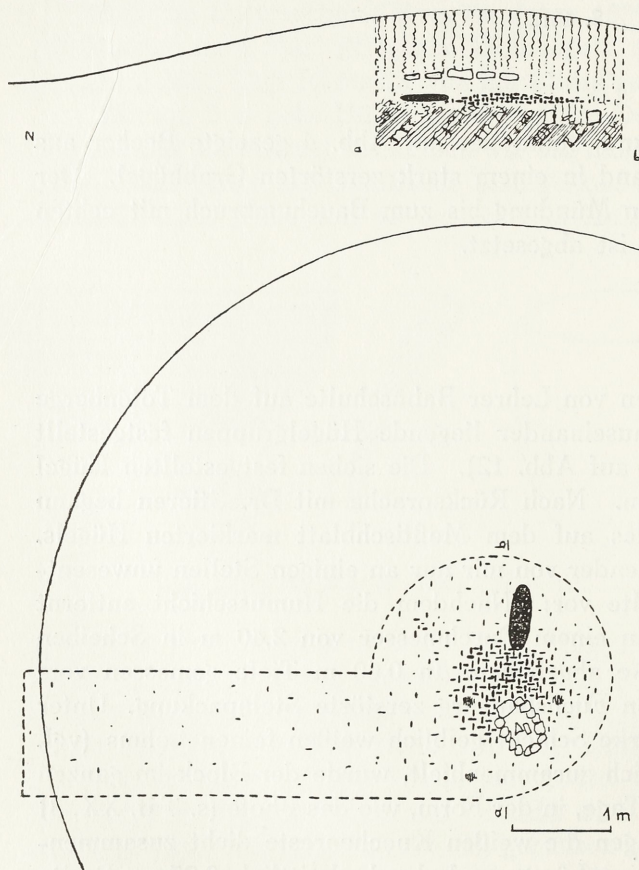


Abb. 13 a, b u. c. Neheim. a Grundriß, b Profil, c Funde ($\frac{2}{3}$ n. Gr.)

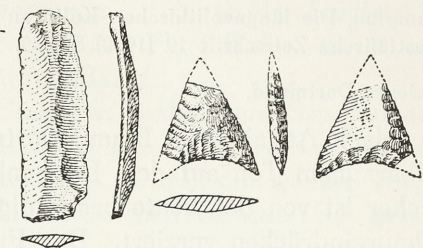


Abb. 12. Neheim. Ausschnitt aus dem Meßtischblatt Nr. 2073 M. ca. 1:33 000

Die Art der Leichenbrandschüttung wie die Feuersteingeräte lassen vermuten, daß der von Bahnschulte untersuchte Hügel in den Ausgang der Jüngerer Steinzeit gehört.

Wahrscheinlich hat die nicht mehr ganz erkannte Steinsetzung mit den Fundstücken zu einer Skelettbestattung gehört, während die Brandschüttung ähnlich wie bei dem unten geschilderten Befund von Selm als Nebenbestattung anzusprechen ist.

Der gesamte Grabinhalt ist naturgetreu im Neheimer Heimatmuseum wieder aufgebaut.

2. Neheim-Höingen.

Lit.

Aus der Vorzeit I, 5 (1933) S. 92 ff. (Bahnschulte).

Museum Münster.

Im Herbst 1933 wurde auf dem Fürstenberg bei Neheim auf der Flur der Gemeinde Höingen, Kr. Soest auch von Lehrer Bahnschulte ein Hügelgrab untersucht. Bei der Bergung der Fundstücke und bei der letzten Planaufnahme waren Dr. Stieren und der Präparator des Landesmuseums beteiligt.

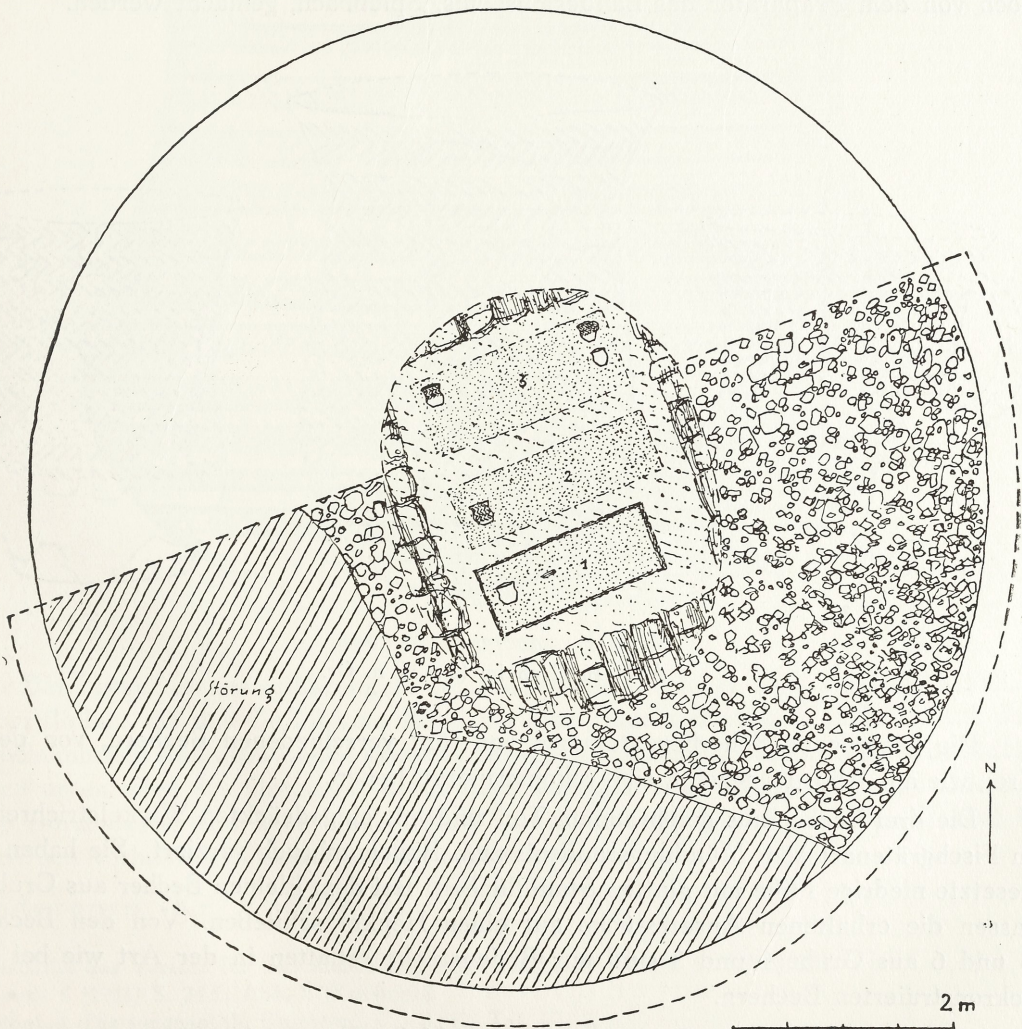
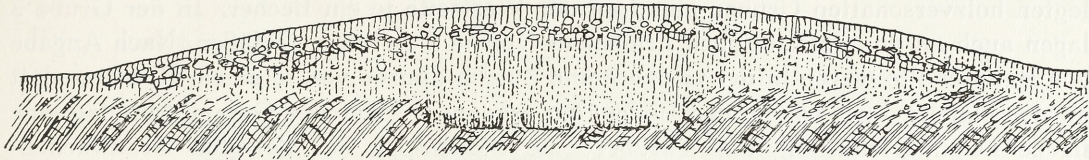


Abb. 15, 1 u. 2. Neheim (2). Grundriß u. Profil.

Ein vorläufiger Bericht mit drei schematisierten Zeichnungen des Grabungsbefundes liegt schon von Bahnschulte vor (s. o. Lit.-Angabe). Nur die südliche Hälfte und der Kern des noch 1,20 m hohen Hügels mit einem Durchmesser von etwa 17—18 m ist bei der Untersuchung des Hügels freigelegt worden. Über die Anlage des Grabes und über den Aufbau des Hügels gibt das Profil der Nordwand des Ost-Westschnittes Aufklärung (s. Abb. 15, 1). In den natürlichen Boden schnitt eine Grube von etwa 30 cm tief ein, die nach Angabe von Bahnschulte einen rechteckigen Grundriß von 2,30 : 1,60 m hatte und von Holzkohlen eingefast war. Die Grube war in drei etwa gleichmäßige Rechtecke von 1,60 : 0,70 m eingeteilt. In jeder dieser rechteckig angelegten holzverschalten Gruben stand an der Westseite je ein Becher. In der Grube 3 lagen auch an der Ostseite noch Fragmente von je 2 weiteren Gefäßen. Nach Angabe von Bahnschulte waren in der Grube 2 und 3 noch Spuren von je einem Hockerskelett an der blaugrauen Färbung des Bodens zu erkennen. Über der Gesamtgruft lag eine flache Lehmaufschüttung und darüber eine Steinkappe aus gelegten Grauwackensteinen. Die Zeichnung auf Abb. 15, 2 konnte bei den Abschlußarbeiten der Grabung noch von dem Präparator des Landesmuseums, Spießbach, gemacht werden.

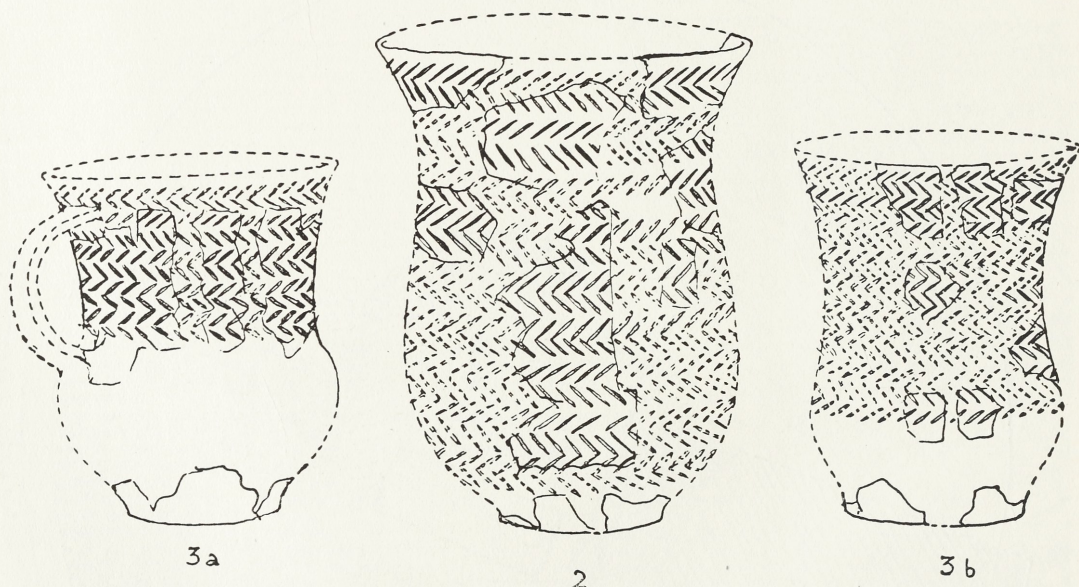


Abb. 16. Neheim (2). $\frac{1}{3}$ n. Gr.

Die geborgenen Scherben stammen von fünf verschiedenen Bechern, von denen drei, wie auf Abb. 16 gezeigt, sich rekonstruieren ließen.

Die drei Becher aus gelbbraunem Ton sind mit eingedrückten Winkelstrichreihen in Fischgrätenart vom Mündungsrand bis zum Bauchumbruch verziert. Sie haben abgesetzte niedrige Füße mit glatten Standflächen. Bei dem kleinen Becher aus Grube 3 lassen die erhaltenen Ansatzstücke auf einen Henkel schließen. Von den Bechern 5 und 6 aus Grube 1 und 3 sind nur Bodenstücke erhalten in der Art wie bei den rekonstruierten Bechern.

Weiter fanden sich in Grube 2 noch zwei kleine Feuersteingeräte.

Nienborg-Heek, Kr. Ahaus.

Museum Münster.

Der auf Taf. XIX, 2 wiedergegebene geschweifte Becher ist aus der Sammlung Ahaus dem Landesmuseum Münster vor einigen Jahren überwiesen worden. Es konnte auf Grund alter Aufzeichnungen noch festgestellt werden, daß der Becher im Jahre 1898 auf dem Kalvarienberge bei Nienborg-Heek südlich der Chaussee Heek-Ahaus beim Setzen eines neuen Steinkreuzes anstelle eines vermoderten Holzkreuzes 1 m tief unter der Erdoberfläche gefunden ist. Später soll noch, auch auf dem Kalvarienberge, ein gleicher Topf gefunden sein. Es ist jedoch nur noch der abgebildete 14 cm hohe Becher erhalten. Die Lage des Fundplatzes läßt auf eine Grabstätte schließen.

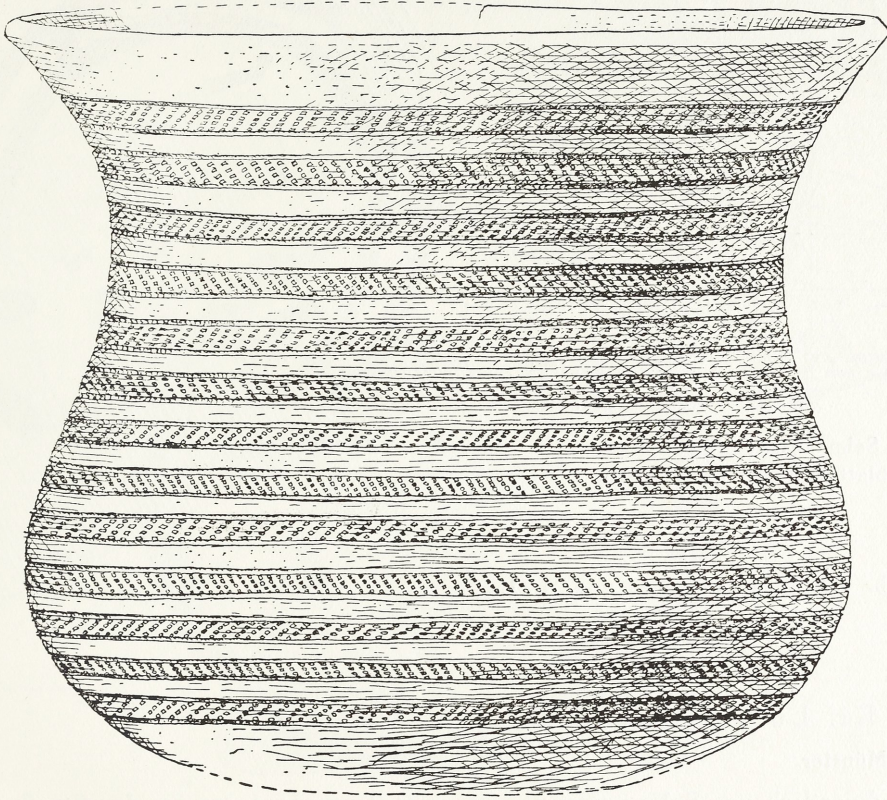


Abb. 17. Paderborn. $\frac{1}{2}$ n. Gr.

Der Becher ist aus gelbbraunem Ton hergestellt und trägt als Verzierung parallele Schnittlinien, die das Gefäß vom Rand bis zum Bauchumbruch bedecken. Auf dem Bauchumbruch sind zwei Zonen kreuzweise sich schneidender Schnittlinien angebracht. Nach unten wird das Ornament durch eine winkelförmige Schnittlinie abgeschlossen. Der Durchmesser des flach eingedellten Standfußes beträgt 5,8 cm. Der Henkel ist nach den vorhandenen Ansatzstellen rekonstruiert.

Paderborn, Kr. Paderborn.

Lit.

Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Altertumskunde Westf. 63 (1905) 214.

Mannus 5 (1913) S. 34 f., Abb. 8 (Kossinna).

Stampfuß, Die jungneolith. Kulturen . . . S. 72, Taf. VI, 7.

Über den in der oben aufgeführten Literatur wiederholt beschriebenen und abgebildeten Becher aus gelbrotem Ton liegt nur die Nachricht vor, daß er in der Senne bei Paderborn gefunden worden ist. Da bisher solche Becher nur aus Grabfunden stammen, ist anzunehmen, daß auch das Stück in einer Grabanlage gefunden worden ist. Der Becher ist als charakteristisches Beispiel für einen Glockenbecher (s. u. S. 144) auf Abb. 17 hier wiedergegeben worden.

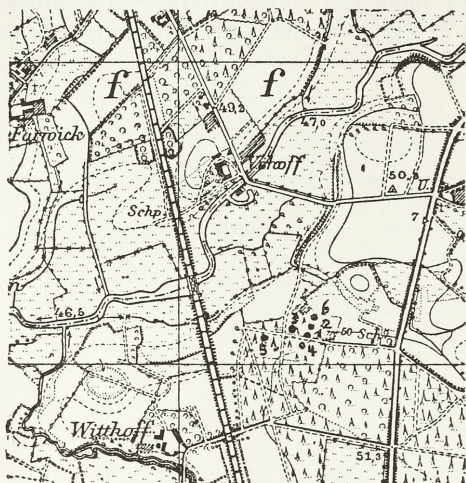


Abb. 18. Selm. Ausschnitt aus dem Meßtischblatt Nr. 2359 M. 1 : 25 000.

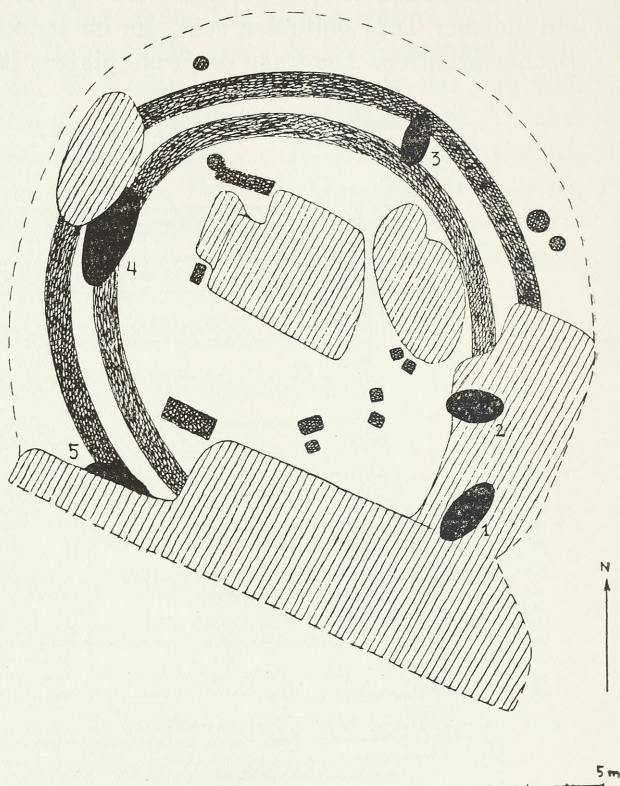


Abb. 19. Selm. Grundriß von H. 1.

Selm, Kr. Lüdinghausen.

Museum Münster.

Nordwestlich von Selm in der Bauerschaft Ternsche lagen an der Straße Selm—Lüdinghausen bis vor Kurzem noch deutlich erkennbar 5 Hügelgräber im Schutze einer Kiefernwaldung (vergl. Ausschnitt auf dem Meßtischblatt auf Abb. 18). Als im Frühjahr 1933 der jetzige Besitzer, Schlütermann, einen Teil des Waldes abholzen ließ, um aus dem Boden Ackerland zu machen, sollten drei Hügel eingeebnet werden. Durch den Vertrauensmann für Bodenaltertümer in Selm, Dr. Pennekamp, erhielt das Landesmuseum Münster Nachricht und beauftragte den Unterzeichneten mit der Untersuchung der Hügel.

Von den fünf Hügeln sollten drei abgetragen werden. Mit Ausnahme des großen Hügels (3) zeigten alle Spuren starker Zerstörung. Da heute noch kein Gesetz die Vernichtung vorgeschichtlicher Erdanlagen verbietet, ist es dankbar anzuerkennen, daß der Besitzer sich entschlossen hat, den noch unzerstörten Hügel (3) zu erhalten.

Die Abtragung der Hügel 1 und 2 durch den Besitzer und einige von der Ge-

meinde Selm mir zur Verfügung gestellte Arbeiter ließ ich in der bekannten Art vornehmen, daß zunächst ein Kreuz abgesteckt wurde; dann wurden die vier Zwickel schichtweise abgedeckt und nach Aufnahme des Befundes auch das stehengebliebene Kreuz abgetragen.

Die beiden Hügel erhoben sich aus der flachen Umgebung sanft ansteigend bis etwa 80 cm Höhe und hatten Durchmesser von 16 bis 19 m. Der Aufbau der Hügel konnte an den Wänden der stehengebliebenen kreuzförmigen Streifen beobachtet werden. Sie ergaben folgendes Bild: Unter der grauen Humuserde von 10—15 cm Stärke liegt noch bis 80 cm hoch aufgeschütteter steinloser Sand, der viele Störungen

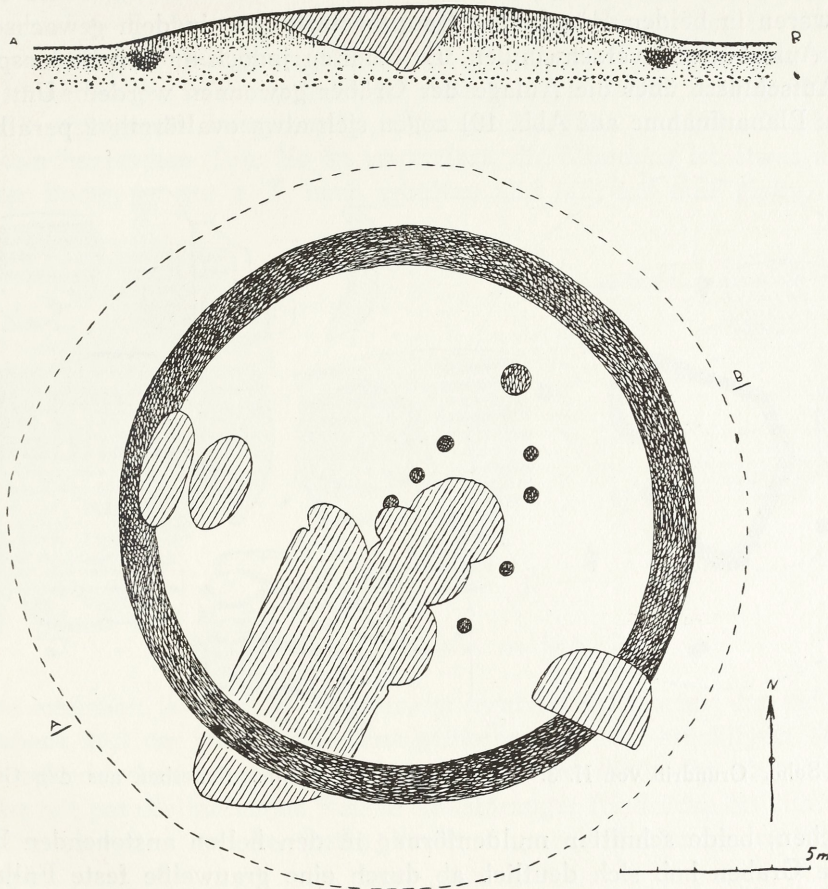


Abb. 20 a u. b. Selm. Grundriß und Profil von H. 2

durch Wurzeln, Kanin- und Fuchsbauten wie auch tiefere Gruben zwecks Sandgewinnung zeigt. Unter dem aufgeschütteten Sand liegt unmittelbar — ohne eine trennende alte Humusschicht — gelblicher, schichtungsloser, gewachsener Sand in einer Stärke von etwa 80 cm auf der Schotterschicht des diluvialen Steverbettes. Auch dieser gewachsene Boden war teils bei der Anlage des Grabhügels, teils auch später, vielfach gestört worden. Die Verlängerung des Schnittes über den heutigen Hügelrand hinaus ergab folgendes Bild: unter der Humusschicht von 10—15 cm liegt in einer Stärke von etwa 20 cm Sand und darunter — in der Färbung sich heller abhebend — eine beginnende Ortsteinbildung von etwa 40 cm Stärke. Darunter eine

reine, gelblichweiße Sandschicht in Stärke von etwa 20 cm aufliegend auf dem Flußschotter. (Vergl. auch das Profil auf Abb. 20 b.) Die Tatsache, daß unter dem Hügel der Bleichsand wie die beginnende Ortsteinbildung nicht vorhanden war, sondern im Anstieg des Grabhügels in humösen Sand überging, ließ erkennen, daß die Ortsteinbildung noch nicht vorhanden war, als der Hügel aufgeworfen wurde. Einige ganz ähnliche Beobachtungen hat Zotz an bronzezeitlichen Grabhügeln gemacht³. Nach den Feststellungen der Pflanzensoziologie hängen Änderungen der Bodenprofile mit Änderungen des Pflanzenkleides zusammen⁴. Es muß demnach zur Zeit der Grabanlage in Selm der Boden einen anderen Bestand gehabt haben.

Durch die starken Störungen, die teilweise bis tief unter die Sohle des Hügels reichten, waren in beiden Hügeln die Hauptbestattungen in dem gewachsenen Sand unter der Aufschüttung verschwunden. Es konnten jedoch an den Bodenspuren noch wichtige Aufschlüsse über die Anlage der Gräber gewonnen werden. Um den Grabhügel 1 (s. Planaufnahme auf Abb. 19) zogen sich etwa ovalförmig 2 parallellaufende

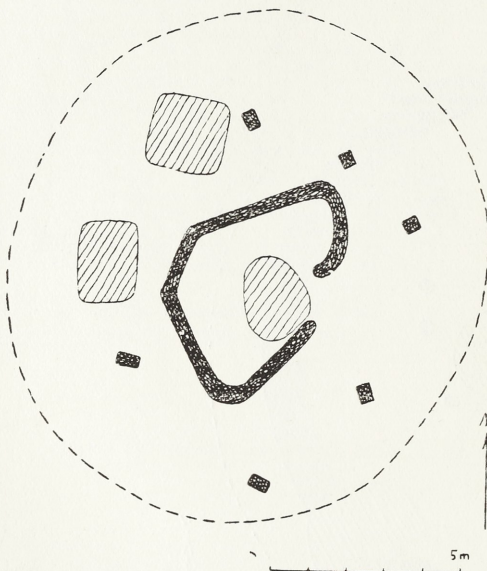


Abb. 21. Selm. Grundriß von H. 3.

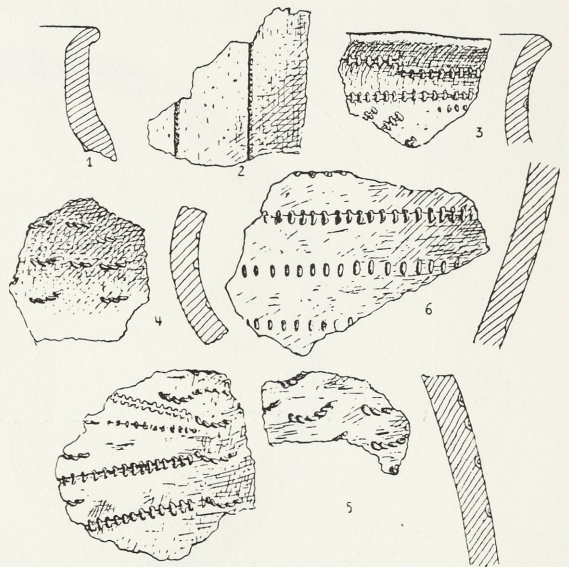


Abb. 22. Selm. Scherben aus den Grabanlagen.

Kreisgräbchen; beide schnitten muldenförmig in den hellen anstehenden Boden ein. Der innere Graben hob sich deutlich ab durch eine grauweiße feste Füllmasse. Er hatte eine fast regelmäßige Tiefe von 0,45 m und eine obere Breite von etwa 0,60 m. Der äußere Graben schnitt unregelmäßig 20—25 cm in den Boden hinein und hatte einen oberen Durchmesser von 0,35—0,40 m. Die Verfärbung der Füllerde dieses Gräbchens ging ins graubraune über und war weniger klar zu erkennen. In beiden Gräbchen fanden sich die auf Abb. 22 wiedergegebenen Scherben, die die zeitliche Festlegung der Anlage ermöglicht haben. In der von den Gräbchen eingeschlossenen

³ Zotz, Der Aufbau bronzezeitlicher Grabhügel, ein Kriterium zur Altersbestimmung des Ortsteins und zur Rekonstruktion vorgeschichtlicher Vegetationen in Nordwestdeutschland. In: Beihefte zu den Jahresberichten der naturhistorischen Gesellschaft zu Hannover, Heft 2 (1930) S. 90 ff.

⁴ Tüxen, Vegetationsstufen im Nordwestdeutschen Flachlande 1. Über die Vegetation der nordwestdeutschen Binnendünen. Jahrbuch der Geogr. Gesellschaft Hannover 1928, S. 71 ff.

Fläche waren noch mehrere rechteckige Pfostenlöcher an der grauweißen festen Füllmasse deutlich erkennbar. Sie schnitten etwa 20 cm spitz in den Boden hinein. Die starken Störungen ließen leider keine Schlüsse mehr zu über die Anordnung der ursprünglichen Pfostensetzungen. Auffallend war ferner, daß in dem inneren wie äußeren Graben fünf Gruben mit fest zusammengebackenem Leichenbrand von etwa 1,50—2 m Länge und 0,70—1 m Breite hineinschnitten. Sie reichten etwa 20 cm in den aufgeschütteten Hügel und etwa 20 cm in die Gräbchen hinein. In den Gruben 1, 2 und 3 standen neben dem ovalförmig ausgebreiteten Leichenbrand die auf Abb. 23 wiedergegebenen Gefäße.

An der Nordostecke der Grube 1 stand der noch fast ganz erhaltene kleine 8,7 cm hohe dünnwandige Becher aus gelbbraunem steinchenreichen Ton (s. Abb. 23, 2). Unterhalb des flach eingezogenen Randes ist die ganze Gefäßwand bis zur Standfläche mit Einkerbungen in unregelmäßiger Anordnung bedeckt. Aus der Nordostecke der Grube 2 stammt der kumpfförmige, dünnwandige 10,5 cm hohe Napf aus gelbbraunem steinchenreichen Ton. Er ist unverziert, die Mündung ist etwas nach Innen gezogen, der Boden ist nur z. T. noch erhalten und läßt auf eine glatte, abgesetzte

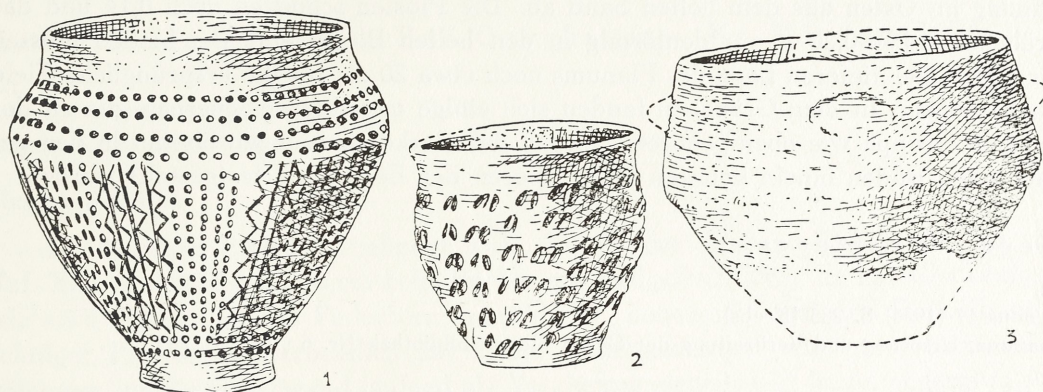


Abb. 23. Selm. Beigefäße. ca. $\frac{1}{3}$ n. Gr.

Standfläche schließen (s. Abb. 23, 3). Aus der Grube 3 (?) stammt der auf Abb. 23, 1 wiedergegebene 15,2 cm hohe Becher aus gelbbraunem, sehr bröckligem Ton. Er hat einen fast cylindrischen, abgesetzten Fuß und ist unterhalb des abgesetzten Mündungsrandes mit parallellaufenden Reihen kreisförmiger Eindrücke bis zum Fußansatz verziert. Unterbrochen ist die Reihe durch 6 parallellaufende, vertikalgezogene Liniengruppen.

Die Scherben aus den Innengräbchen stammen von mehreren dickwandigen Gefäßen aus steinchenreichem, sehr bröckligem Ton in gelbbrauner Farbe, darunter ein Randscherben mit dem auf Abb. 22, 1 wiedergegebenen Profil und der Wandscherben mit einfacher Furchenverzierung auf Abb. 22, 2.

Hügel 2. Um den 2. Grabhügel zog ein 0,90 bis 1,10 m breiter und 0,50 bis 0,70 m tiefer Graben (vgl. Abb. 20 a u. b). Auch in diesem Graben wurden Scherben gefunden, die die zeitliche Festlegung der Grabanlage in die jüngere Steinzeit ermöglicht haben. Bestattungsreste konnten nicht mehr festgestellt werden. Wohl aber hoben sich noch deutlich in dem gewachsenen Boden Pfostenlöcher ab. Starke Störungen ließen auch hier keinen klaren Grundriß mehr erkennen. Unter den Scherben aus den Gräbchen fanden sich die auf Abb. 22 gezeigten verzierten Scherben von mehreren

Gefäßen, die alle aus gelbbraunem, steinchenreichem, sehr bröckligem Ton hergestellt waren. Der Randscherben und der Scherben auf Abb. 22, 3 u. 5 sind mit unregelmäßigen Reihen von Wickelschnureindrücken verziert. Der 0,9 cm starke Wandscherben auf Abb. 22, 5 zeigt neben diesen Eindrücken noch reine Schnureindrücke in Halbbogenform. Der Scherben auf Abb. 22, 6 hat parallellaufende Reihen senkrechter Tiefsticheindrücke als Verzierung.

Grab 3. In dem frisch gepflügten Boden hob sich etwa 15 m von unserer Grabungsstätte entfernt eine kreisförmige helle Stelle in dem sonst dunklen Boden ab. Da wir, wie oben beschrieben, festgestellt hatten, daß nur unter den Grabhügeln reiner Sand anstand, während außerhalb der Hügel der gewachsene Sand in einer Stärke von 0,60 m unter der Heidehumusschicht durch die beginnende Ortsteinbildung dunkler gefärbt war, war zu vermuten, daß über der fast kreisförmigen hellen Stelle im Acker auch einst ein Grabhügel lag. Wir ließen daher die umgepflügte Erde abtragen und konnten das auf Abb. 21 wiedergegebene Planum aufnehmen. Es lag etwa 20 cm tiefer als das Planum von Hügel 1 und 2. Klar hoben sich noch 6 rechteckige Pfostenlöcher und ein in unregelmäßiger Kurve verlaufendes Gräbchen mit einer Öffnung im Osten aus dem hellen Sand ab. Die Pfosten schnitten noch 0,14 und das Gräbchen 0,15—0,20 m muldenförmig in den hellen Boden ein. Bei beiden müssen wir wegen der tieferen Lage des Planums noch etwa 20 cm für die ursprüngliche Tiefe hinzurechnen. In dem Gräbchen fanden sich einige unverzierte Scherben, die zu der gleichen Gruppe wie oben gehören. Wegen der starken Störungen bis tief in den gewachsenen Boden hinein konnten keine Spuren der Bestattung festgestellt werden.

Siegen, Kr. Siegen.

Lit.

Mannus 17 (1925) S. 285 (Krebs).

Kossinna, Ursprung und Verbreitung der Germ. Mannusbibliothek Nr. 6 (1928) S. 285.

Museum Siegen.

Die in der oben aufgeführten Literatur genannten Becher sind nach Mitteilung von Dr. Kruse, Museum Siegen, nicht im Siegerland gefunden worden. Sie stammen aus dem Nachlaß des Pfarrers Nebe, der in seiner Jugend viel in Thüringen gegraben hat. Kruse nimmt an, daß Nebe die Becher von dort mitgebracht hat.

Bauerschaft Sölten, b. Dorsten, Kr. Recklinghausen.

Lit.

Germania 18 (1934) S. 60, Abb. 19.

Vestische Ztschr. 1888/89 S. 14 f.

Museum Münster.

Bei Kultivierungsarbeiten ist auf einer flach ansteigenden Düne an einem Zulauf der Lippe im Frühjahr 1933 ein großes Gräberfeld angetroffen und vom Landesmuseum Münster untersucht worden. Neben etwa 150 Bestattungen der Urnenfelderstufe wurden Siedlungsspuren und auch eine Grabanlage unserer Gruppe festgestellt⁵. Ein

⁵ Nach einem alten Bericht von Gymnasialprofessor Strotkötter, Dorsten, aus dem Jahre 1888 lagen wahrscheinlich noch 2 Grabhügel unserer Gruppe in der Nähe; in der Zwischenzeit sind sie jedoch verschwunden.

großer Teil des für uns wichtigen Hügels war schon abgetragen und auch durch frühere Raubgrabungen gestört. Auf dem Hügelgrund wurde ein kreisförmiger Graben von 20 m Dm. festgestellt. Der Graben hatte eine Breite von etwa 60 cm und eine ursprüngliche Tiefe von etwa 80 cm (vgl. Abb. 24). Eine Bestattungsstelle war wegen der Störungen („Raubgrabung“) in der Mitte des Hügels nicht mehr feststellbar. Dicht neben der Mitte des Hügels fand sich durch die Raubgrabung z. T. zerstört eine bis auf den hellen Boden reichende Grube, auf deren Sohle eine 10 cm starke Holzkohlenschicht mit Brandknochen lag. Am Ostrande der Grube lag ein Häufchen Brandknochen. Es scheint sich bei der Grube um eine Verbrennungsstelle mit der wahrscheinlich zugehörigen Brandbestattung zu handeln. Die Brandbestattung ist jünger als die durch die Raubgrabung gestörte Hauptbestattung, die nach der ganzen Anlage des Hügelgrabes und nach den unter dem Hügel und in der Nähe gefundenen Siedelungsscherben zu unserer Gruppe gehört hat. In den beiden auf dem Planum eingezeichneten Gruben auf der Sohle des Hügels sind Scherben mit Wickelschnurornament gefunden, etwa von der Art der Halterner Scherben.

Bauerschaft Werste, b. Bad Oeynhausen, Kr. Minden. I

Lit.

Mannus 17 (1925) S. 284 ff. Taf. XXI, 1 (Krebs).

Stampfuß, Die jungneolith. Kulturen . . . S. 77 f. Taf. VI, 8 und S. 184.

Museum Bielefeld.

Im Museum Bielefeld befindet sich der in der Mannus Zeitschrift Bd. 17, Taf. XXI, 1 abgebildete, 10 cm hohe Becher aus hellgelbem Ton. Er hat Glockenform wie etwa der Becher aus Paderborn auf Abb. 17. Zonenartig sind drei Doppelbänder schräger Punkte, wahrscheinlich mit einem Rädchenstempel mit quadratischen Erhöhungen um die Gefäßwand laufend als Verzierung eingedrückt bzw. abgerollt. Als Fundstelle wird die Kiesgrube beim Haus Nr. 99 (Heidland) in der oben genannten Bauerschaft angegeben. Näheres ist nicht bekannt.

II,

Lit.

Mannus 17 (1925) S. 284 ff., Taf. XXI, 2 (Krebs).

Stampfuß, Die jungneolithischen Kulturen . . . Taf. XII, 6, S. 186.

Museum Minden.

Im Museum Minden findet sich der im Mannus 17 Taf. XXI, 2 abgebildete 11 cm hohe Becher aus steinchenreichem, hellgelbem Ton. Der Becher zeigt eine etwas schlankere Form. Als Verzierung hat er 6 horizontal um die Gefäßwand laufende einfache Punktreihen, die wahrscheinlich auch mit einem Rädchen abgerollt sind. Er soll 1 m unter der Erdoberfläche auf dem Acker von Poggemeier, auch in Werste gefunden worden sein. Nähere Angaben fehlen.

Beide Becher aus Werste sind hier erwähnt, weil die Vermutung nahe liegt, daß sie aus Grabanlagen stammen.

Der Grabbau

Leider sind in Westfalen bisher nur wenige Grabhügeluntersuchungen von Fachleuten vorgenommen worden, daher erhalten wir über den Aufbau der Grabanlagen noch keine ausreichende Aufklärung. Die früheren Grabungen waren meist sogenannte Raubgrabungen, bei denen es darauf ankam, Fundstücke zu bergen. Auch bei den jüngsten Untersuchungen erhalten die zuständigen Stellen oft erst dann Nachricht, wenn bei den mehr oder weniger notwendig gewordenen Hügelabtragungen die Hügel aufschüttungen zum größten Teil abgefahren sind und Fundstücke sichtbar werden. Für genauere Untersuchungen ist es dann auch zu spät. Es muß daher immer wieder gefordert werden, daß alle noch erhaltenen Hügelgräber unter Schutz gestellt werden, und daß bei unbedingt notwendigen Abtragungen die amtlichen Stellen vorher zu Rate gezogen werden.

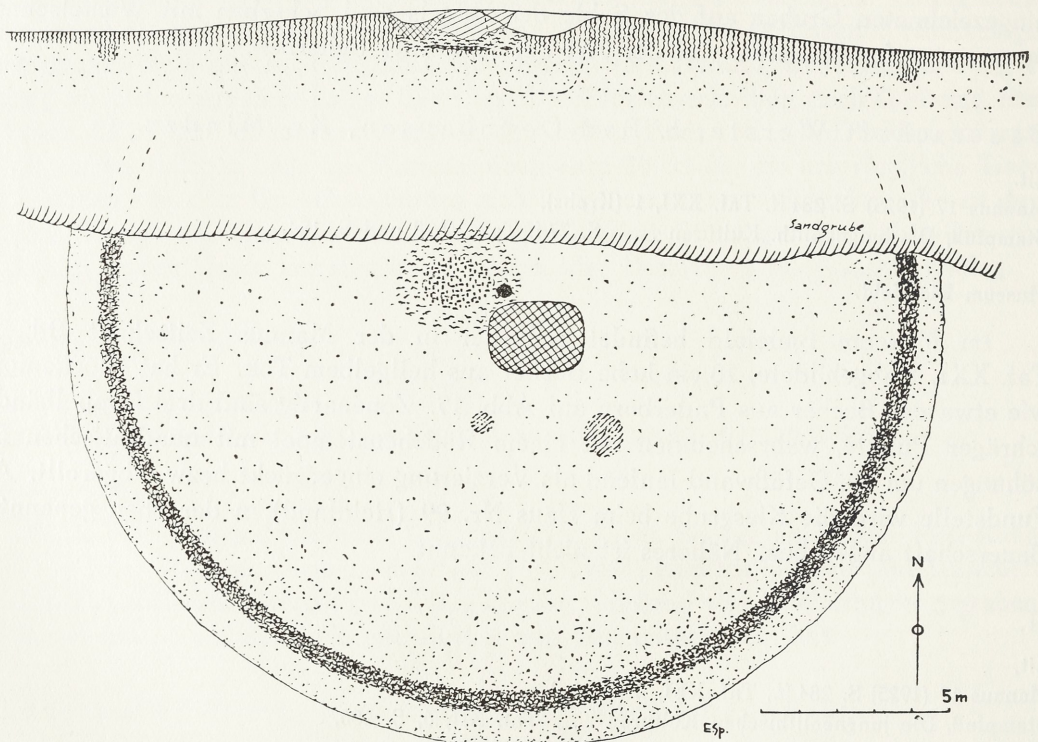


Abb. 24. Sölten. Grundriß und Profil.

Bei unseren Gräbern handelt es sich meist um Körperbestattungen, bei denen nur vereinzelt in dem kalkarmen Sandboden noch Spuren der Skelette erkennbar sind. In Neheim (1), in Selm (1) und in Hülsten sind auch Brandbestattungen, — einfache Schüttungen ohne Spuren eines Behälters in ovaler Form von etwa 30-70 cm Durchmesser festgestellt worden. Nach den Angaben von Professor Baum stand auch der in Natrop-Klostern gefundene Becher im Leichenbrand. Die Brandbestattungen in Selm sind Nachbestattungen oder Nebenbestattungen, die nach den Beigefäßen in die Übergangszeit von der jüngeren Steinzeit zur Bronzezeit gehören. Auch bei den Brandschüttungen aus dem nicht ganz freigelegten Hügelgrab in Neheim kann es sich

um eine Nebenbestattung handeln. Nach den genauen Aufnahmen und Beobachtungen von Kahrs muß die Brandschüttung in Hülsten (Nebenbestattung) vor Aufschüttung des großen Hügels erfolgt sein⁶.

Seit etwa 25 Jahren wissen wir — besonders durch Forschungen in Holland —, daß in den steinzeitlichen Grabhügeln ursprünglich Holzbauten errichtet waren. Spuren solcher Holzbauten sind noch erkenntlich an den Gräbchen und Pfostenlöchern, die — wie die oben aufgeführten Berichte zeigen — wiederholt in unseren Hügelgruben angetroffen worden sind. Bei den holländischen Hügeluntersuchungen konnte der Beweis gebracht werden, daß in den Gräbchen Balken lagen, die als Fundamente für kuppelförmige und bienenkorbartige Holzbauten gedient haben⁷. Bei den Grabhügeln mit Doppelkreisgraben in Selm läßt die gleiche Verfärbung der Füllmassen des inneren Gräbchens und der Pfostenlöcher darauf schließen, daß in dem inneren Gräbchen auch Holzbalken gelegen haben. Dagegen hatte die Füllerde des äußeren Gräbchens in dem gleichen Hügel eine ganz andere (dunklere) Färbung, die vermuten läßt, daß dieses Gräbchen längere Zeit offen gelegen hat und allmählich zugeschwemmt ist. Kreisgräbchen sind festgestellt in Epe, Selm und Haltern.

Pfostenlöcher finden sich einmal kreisförmig um die Hügel in einfacher oder doppelter Reihe. Fast allgemein wird angenommen, daß sie zu Pfostensetzungen in Palisadenart zum Schutze der aufgeworfenen Hügel Erde gedient haben. Eine neue, sehr beachtliche Erklärung gibt Kahrs auf Grund seiner Untersuchungen in Hülsten. Die Erdaufschüttungen können nach seinen Beobachtungen ursprünglich nicht bis an die Pfosten gereicht haben. Auch Kahrs sieht in den Doppelreihen von Pfostenlöchern Palisaden mit dazwischenliegenden Baumstämmen, die jedoch nicht zum Schutz der Hügel Erde, sondern als Nachbildung der Umzäunung der Siedelung gedient haben, in der der Bestattete zu Lebzeiten gewohnt hat. Er nennt die Grabanlagen daher Kralgräber⁸.

Kreisförmige Pfostensetzungen sind beobachtet in Epe, Herne und in Hülsten. Weiter finden sich Pfostenlöcher auch innerhalb und außerhalb der Kreisgräbchen. Z. T. dürften sie hier zu errichteten Totenhäusern gedient haben (vergl. Selm und

⁶ Aus den genannten Grabhügeln liegen die bisher ältesten uns bekannten Brandbestattungen in Westfalen vor. Es wird heute noch vielfach angenommen, daß solche großen Umwälzungen in den Bestattungsbräuchen nur durch Einwanderung neuer Völker zu erklären seien. Gerade unsere Grabanlagen lassen jedoch an dem Nebeneinander der Leichenbestattungen und Leichenverbrennungen Schlüsse auf allmähliche Übergänge von der Körperbestattung zur Leichenverbrennung zu. In seiner großen Arbeit über die schwedischen Felszeichnungen vertritt nun Almgren*, fußend auf den vergleichenden Religionswissenschaftlichen Studien von Friess die Ansicht, daß die Leichenverbrennung in einem engen Zusammenhange mit dem Sonnenkult stehe, „Wie die Opfergaben durch den Brand zu den überirdischen Göttern emporsteigen sollten, so auch der Mensch selber“. Als Beweis für diese Annahme führt Almgren auch mehrere alte indische Stellen an. Der Sonnenkult selbst hat nun, wie die schwedischen Felszeichnungen zeigen, im Laufe der jüngeren Steinzeit und in der Bronzezeit allgemeine Verbreitung in dem nordischen Kulturgebiet gefunden. Almgren führt ihn auf die immer mehr wachsende Bedeutung des Ackerbaues zurück. Diese Auffassung von Almgren scheint auch mir sehr plausibel. Jedenfalls liegen heute noch keine Quellen vor, die erkennen lassen, daß das Auftreten des Leichenbrandes mit der Einwanderung eines neuen Volkes in das nordische Kulturgebiet zusammen fällt.

* O. Almgren, Nordische Felszeichnungen als religiöse Urkunden. Frankfurt a. Main 1934.

⁷ vgl. von Giffen, Die Bauart der Einzelgräber, Leipzig 1930, Bd. 1, S. 143 ff. und Holwerda, Das alteuropäische Kuppelgrab. Prähist. Ztschr. S. 374 ff., vgl. auch Taf. XX, 2.

⁸ Prähist. Zeitschr. 23 (1932) Heft 3/4, S. 299 ff.

Hülsten). Wegen neuzeitlicher Störungen sind in Selm leider keine klaren Grundrisse mehr zu gewinnen gewesen. Bei der Grabanlage von Epe lagen unmittelbar anschließend an die Pfostenlöcher breite Fundamentgräbchen eines zweigeteilten Rechteckhauses in nordöstlicher Orientierung (vgl. Abb. 2). Der Befund läßt auf einen Kultbau schließen, der sich direkt an die Palisadenwand des Grabhügels angelehnt hat. Eine Parallele hierzu ist mir nicht bekannt.

In dem Grabhügel (2) in Neheim sind weder Pfostensetzungen noch Gräbchen vorhanden. Hier lag über den drei mit Holz eingefassten Bestattungsgruben eine besondere Steinpackung und Steinsetzung. Ähnliche Anlagen sind aus Westfalen aus der älteren Bronzezeit bekannt (vergl. den Bericht von Langewiesche s. u. S. 171 ff.). Zu dieser Gruppe sind auch viele der in den Mitteilungen der Altertumskommission Bd. 5, 6 u. 7 beschriebenen Hügelgräber zu rechnen, die hier nicht mitbehandelt werden können. Es lassen sich so an den Grabanlagen die Weiterentwicklung und die allmählichen Übergänge von der jüngeren Steinzeit zur Bronzezeit feststellen, die uns sonst kaum faßbar sind; denn infolge der Bronzetechnik treten ganz neue Werkgeräte auf, und Tongefäße, die die Übergänge zeigen könnten, sind uns aus den Grabanlagen der älteren Bronzezeit nur in geringer Anzahl bekannt.

Die Funde

Als Hauptbeigaben finden sich in unseren Hügelgräbern becherförmige Gefäße. Nach Form und Verzierung dieser Becher werden in Nord- und Westdeutschland heute vier Gruppen unterschieden, in denen wir in folgendem auch die in Westfalen geborgenen Stücke einzuordnen versuchen. Die Becher werden nach der Form, nach der Art der Verzierung oder nach der Kulturzugehörigkeit als Glocken-, Schnur-, Zonen- und als jütländische Becher bezeichnet.

Die Glockenbecher ähneln, wie der Name schon sagt, einer Glocke; sie sind breit und haben niemals einen Standring oder Standfuß; mit horizontallaufenden zonenartigen Bändern in Stempel- oder Stichtechnik ist die Wandung von der Mündung bis zum Fuß bedeckt.

Der Schnurbecher hat die Bezeichnung nach der in der ursprünglichen Becherform durch Schnureindrücke hervorgerufenen Verzierungsweise. Die älteren Becher haben einen kräftig ausgebildeten kurzen Bauchteil und einen langen fast zylindrischen Hals. In den jüngsten Perioden zeigen die Becher verwaschenerere Formen (geschweifte Profile); die Verzierung erfolgt nicht mehr durch Schnureindrücke; sie haben Schnittverzierungen, oft in der Art des Fischgrätenmusters.

Die Zonenbecher haben viel Ähnlichkeit mit den Glockenbechern; sie unterscheiden sich durch eine schlankere Form und durch die Herausbildung eines oft spitz zulaufenden Fußes mit Standfläche. Die Ornamente sind in Zonen jedoch neben der horizontalen auch in vertikaler Gruppierung von der Mündung bis zum Fuß hin angebracht. Zu den von den Glockenbechern her bekannten Mustern treten noch einige des Schnurbeckers hinzu.

Der jütländische Becher hat die Bezeichnung nach der in Jütland zuerst erkannten jungneolithischen Einzelgrabkultur mit becherförmigen Gefäßen als Beigaben erhalten. Er weist schlanke Form mit geschweiftem Profil, oder in den älteren Perioden mit trichterförmig abgesetztem Hals auf. Der Gefäßbauch ist oft eiförmig gestaltet

und der häufig besonders herausgebildete Fuß kurz abgesetzt. Die Verzierung ist meistens nur am Hals angebracht, in seltenen Fällen fehlt sie ganz. Sie besteht aus Schnur- oder Schnittlinien, die in Gruppen geordnet sind. Oft schließen nach unten hin „Fransen“ das Ornament ab. Die jüngsten Formen der Schnur-, Zonen- und jütländischen Becher sind vielfach so verwaschen, daß eine Zuteilung zu den einzelnen Typen nicht immer möglich ist. In vielen Arbeiten findet man daher dieselben Formen mal als Schnur-, mal als Zonen- oder als jütländischen Becher aufgeführt.

Von den westfälischen Funden sind zu den Glockenbechern der Becher aus Paderborn, ein Becher aus Werste und der Becher aus Coesfeld zu rechnen. Ob von unseren Bechern einige zur sächsisch-thüringischen Gruppe gehören, ist auf Grund der Gefäße oder Gefäßfragmente allein überaus schwer zu entscheiden. Die Fragmente von Castrop, Herne und der Becher von Heimsen haben Ornamente der Schnurbecher, doch sie können auch zu den Jütländern oder Zonenbechern gehören. Als reine Zonenbecher sind die Stücke vom Bloemkeberg, von Greven, Marlerheide, Neheim und Nienborg-Heek, und als jütländische die Stücke von Epe, Hülsten und Natrop-Klostern anzusprechen. Größere Schwierigkeiten bietet die Einordnung der Gefäße aus den Brandbestattungen von Selm. Der Becher aus Grab 1 (Brandbestattung 3) ist wegen der Form und Verzierung zu unseren Gruppen zu zählen. Er zeigt in der Fußbildung Ähnlichkeit mit den jütländischen Bechern von Hülsten und Natrop-Klostern. Parallelen zu ihm finden sich in Bechern aus holländischen Hügelgräbern⁹ und auch in den sogen. „Food-Vessel“ Gefäßen aus England¹⁰. Die beiden anderen Gefäße haben keine charakteristische Form oder Verzierung, die uns eine Eingruppierung ermöglichen. Ähnliche Beigefäße finden sich jedoch auch sonst zusammen mit Bechern aus dem Ausgange der jüngeren Steinzeit.

Es wird hier absichtlich vermieden, eine feinere Untergruppierung der verschiedenen Gefäßtypen vorzunehmen, das soll erst in einer kommenden Arbeit erfolgen, in der das heute in Westfalen reichlich vorhandene Siedelungsmaterial unserer Kulturgruppe zusammengestellt wird.

Sonstige Beigaben

Außer den Gefäßen finden sich in unseren Grabanlagen noch Steinbeile, Feuersteinmesser und einmal auch eine Pfeilspitze aus Feuerstein.

Die in Westfalen zahlreich gefundenen Steinbeile sind in den Arbeiten von Stampfuß und Åberg nach Typen zusammengefaßt worden. Bei fast allen diesen Beilen sind keine näheren Fundumstände mehr bekannt. Viele von ihnen dürften auch aus Grabanlagen herrühren. Im Rahmen dieser Arbeit können jedoch nur die aus den oben beschriebenen gesicherten Grabanlagen stammenden Stücke aufgeführt werden.

Drei Steinbeile (aus Epe, Greven und Marler Heide) sind aus nordischem Feuerstein hergestellt und haben rechteckigen Querschnitt. Aus Felsgestein sind die Steinbeile aus Haltern 1 mit rechteckigem Querschnitt und von Greven 2 mit ovalem Querschnitt.

⁹ vgl. F. C. Bursch, Die Becherkultur in den Niederlanden. Marburg 1933, Tafel IV.

¹⁰ vgl. J. Abercromby, A. Study of the Bronze Age Pottery of Great Britain and Ireland. Oxford 1912.

Kleine Messer und zwei Pfeilspitzen aus nordischem Feuerstein sind in Epe, Neheim, Haltern und in Castrop-Rauxel gefunden worden. Weiter ist hier noch zu nennen aus fremdem Feuerstein die schöne Klinge aus Greven; sie gehört zu den „Pressignyklingen“ (vergl. S. 147).

Die kulturelle Einordnung der jungsteinzeitlichen Grabhügel Westfalens

Wie oben gesehen finden sich als Hauptbeigaben in den Grabhügeln Becher, die nach Form und Verzierung in vier Gruppen aufgeteilt werden können. Diese vier Bechertypen sind nun Leitgefäße von vier verschiedenen Kulturen, die hier wegen ihrer Einflüsse auf Westfalen kurz beschrieben werden sollen. Benannt sind zwei Kulturen unmittelbar nach den Bechern als Glockenbecher- und Zonenbecherkultur und die beiden anderen nach den Hauptverbreitungszentren als sächsisch-thüringische und jütländische Kultur. Die sächsisch-thüringische wird auch nach der Art der Gefäßverzierung als Kultur der Schnurkeramik bezeichnet.

Die Glockenbecherkultur ist auf dem Boden Spaniens entstanden und hat sich mit gewaltiger Stoßkraft von hier nach Norden und Osten über fast ganz Europa verbreitet. In Mitteleuropa können wir drei Gruppen dieser Kultur unterscheiden: die rheinische mit dem Hauptzentrum in der Rheinpfalz und in Hessen, die böhmisch-mährische mit Ausstrahlungen nach Schlesien, Österreich und Ungarn, und die sächsisch-thüringische Gruppe, für die jetzt eine schärfere Gliederung durch die Untersuchungen von Neumann (Prähistorische Zeitschrift Bd. 20, 1929 S. 3 ff.) möglich ist. In den älteren Perioden werden die Toten in Flachgräbern beigesetzt. Erst unter dem Einfluß der sächsisch-thüringischen und der jütländischen Kultur ist der Übergang zu den Hügelgräbern erfolgt. Über den Aufbau der Hügelgräber liegen eingehende Fundberichte aus Oldenburg, Holland, Böhmen und Mähren vor. Zahlreich untersuchte Skelettfunde sprechen dafür, daß wir als Träger dieser Kultur ein brachykephales Jägervolk anzunehmen haben, das sich mit der einheimischen Bevölkerung bald vermischt hat und darin aufgegangen ist.

Neben dem charakteristischen Becher sind an Begleittypen der Glockenbecherkultur noch Armschutzplatten aus rotem und schwarzem Schiefergestein, kleine trianguläre Kupferdolche und schön geschliffene spitznackige Beile, häufig aus fremdem Gestein, zu nennen. Aus Westfalen sind bisher nur die drei oben aufgezählten Glockenbecher bekannt. Nähere Fundumstände liegen von den drei Bechern nicht fest. Sie sind zu den östlichen Ausläufern der rheinischen Gruppe zu rechnen. Außer diesen Bechern finden sich in Westfalen noch zahlreiche spitznackige Beile, darunter neun Prunkbeile aus fremdem Gestein (Jadeit und Chloromelanit). Wir können daher auf stärkere Einflüsse der Glockenbecherkultur schließen.

Die sächsisch-thüringische Kultur, auch Kultur der Schnurkeramik genannt, ist aus Elementen verschiedener nordischer Stilarten entstanden und hat ihr Hauptzentrum in Mitteldeutschland gehabt. Von hier aus sind in den jüngeren Perioden die gewaltigen Ausstrahlungen erfolgt. Im Osten bis nach Mecklenburg, Westpreußen, Ostpreußen, Posen, Schlesien, ja über Polen bis tief nach Südrußland hinein; im Süden bis an den Bodensee, im Westen bis nach Hessen, dem Oberrhein und rheinabwärts bis nach Holland und im Nordwesten bis zum Elbhavelgebiet. In Westfalen können

wir heute noch keinen Becher mit Bestimmtheit zur Kultur der Schnurkeramik rechnen. Wohl kommen vereinzelt die für diese Kultur charakteristischen fazettierten Äxte vor. Sie können durch den Handel hierher gekommen sein. Es besteht jedoch auch die Möglichkeit, daß Ausläufer dieser Kultur bis in unsere Provinz vorgedrungen sind. Die Toten wurden in der älteren Periode in flach unter der Erdoberfläche errichteten Steinkisten in Hockerstellung beigesetzt; erst aus der jüngeren Periode sind Hügelgräber bekannt, in denen auch vereinzelt in den spätesten Stufen Brandbestattungen vorkommen. Über den Aufbau der Hügelgräber liegen heute schon mehrere eingehende Fundberichte vor¹¹.

Die Zonenbecherkultur ist im mittleren Rheingebiet durch Mischung der Glockenbecherkultur mit den Ausstrahlungen der Kultur der Schnurkeramik entstanden. Neben dem Becher sind noch kennzeichnend für die Zonenbecherkultur geschliffene Feuersteinmesser mit Doppelspitze und fein gemuschelten Seitenkanten (Pressigny-lingen). Die Farbe des Feuersteins ist meist gelbblond. Ausläufer dieser Mischkultur finden sich in Holland, England, Westfalen und in Hannover. Einzelstücke sind auch aus Mecklenburg und aus Pommern bekannt. Soweit einwandfreie Grabfunde vorliegen, rühren sie aus Hügelgräbern und aus Flachgräbern mit Hockerbestattung her. Auch für diese Kultur liegen noch zu wenig genaue Fundberichte vor, um bestimmte Typen von Hügelgrabanlagen aufstellen zu können. Die Fundstücke Westfalens stammen aus Einzelgräbern (s. die Zusammenstellung der Zonenbecher o. S. 145) und von noch nicht in der Literatur genannten Siedlungsplätzen.

Die jütländische Kultur hat, wie der Name schon sagt, ihr Kerngebiet auf der Halbinsel Jütland. Auf Grund der Untersuchung besonders nordischer Gelehrter (vergl. Åberg, S. 129 ff.) ist man heute fast allgemein der Ansicht, daß sich die jütländische Kultur aus den nordischen Kulturen der älteren Dolmenzeit heraus entwickelt hat, und das von Jütland Ausstrahlungen nach Schweden, dem mittleren Elbegebiet, Hannover, Oldenburg, Westfalen, den Niederlanden und dem Rheinland erfolgt sind. Neben dem Becher finden sich als Leitformen der jütländischen Einzelgrabkultur jütländische Streitäxte (Bootsäxte und Bootsaxt Prototypen), Feuersteindolche und dicknackige Feuer- wie Felsgesteinbeile. Über die Anlage der Hügelgräber der Jütländischen Kultur sind wir näher unterrichtet durch Untersuchungen in Schleswig-Holstein, Hannover, Dänemark und Holland. Es werden vier zeitlich verschiedene Gruppen unterschieden, die von Johanna Mestorf eingehend behandelt worden sind (Mitteilungen des Altertumsvereins in Schleswig-Holstein Heft 5, 1892, S. 9 ff.). Die älteren Anlagen liegen unter der ursprünglichen Erdoberfläche („Untergräber“) und in der Oberfläche („Bodengräber“); die jüngeren liegen über dem Boden („Obergräber“); meist sind Steinpflasterungen und Steinpackungen festgestellt, in den jüngeren Anlagen sehr häufig Spuren von Holzbauten. Das Material der für Westfalen wichtigen jüngeren Anlagen reicht aber auch hier noch nicht aus, um bestimmte Sondertypen der jütländischen Kultur aufstellen zu können. In Westfalen sind zahlreiche Einzelfunde und die oben zusammengestellten Grabfunde geborgen worden, die dem Ausstrahlungsgebiet der jütländischen Kultur zuzurechnen sind.

Die Beigaben der Hügelgräber könnte man demnach vier verschiedenen Kulturgruppen zurechnen. Es wäre jedoch verfrüht, auf Grund der Einzelfunde und der bisher in geringer Anzahl sicher beobachteten Hügeluntersuchungen schließen zu wol-

¹¹ vgl. Stampfuß, Die jungneolith. Kulturen . . . S. 96 ff.

len, daß sich diese vier großen Kulturen und somit auch vier verschiedene Völker als Träger dieser Kulturen am Ausgang der jüngeren Steinzeit über Westfalen ausgebreitet haben, wie das Aberg und Stampfuß auf Grund ihrer typologischen Arbeiten annehmen wollen.

In einer kürzlich erschienenen Arbeit nimmt Bursch¹² für Holland auf Grund zahlreicher genauer Hügeluntersuchungen an, daß die gemeinsamen Züge in den Bestattungen darauf hinweisen, daß die Grabanlagen mit den verschiedenen becherförmigen Gefäßen einen ethnischen Zusammenhang vermuten lassen. Er bezeichnet daher die steinzeitliche Hügelgräbergruppe, die auch Erscheinungen der vier oben beschriebenen Kulturen aufweist, als Becherkultur schlechthin. Nur im nördlichen Holland nimmt er ein besonderes Zentrum unter stark jütländischem Einfluß an.

Für Westfalen ermöglichen uns die wenigen bisher untersuchten Grabanlagen weder eine Zuteilung bestimmter Typen zu bestimmten Kulturen, noch berechtigen sie überhaupt zur Aufstellung irgend einer Theorie. Wir müssen uns vorläufig mit der Tatsache begnügen, daß von den vier großen Becherkulturen aus dem Ausgang der jüngeren Steinzeit Einflüsse in Westfalen vorhanden sind. Wir verkennen nicht die große Bedeutung, die die Lösung der Frage nach den Ursachen der Einflüsse bringt; nehmen doch auch wir, fußend auf den Forschungsergebnissen von Gustaf Kossinna an, daß im Ausgange der jüngeren Steinzeit durch das Ineinanderfließen der beiden auch in Westfalen nachgewiesenen nordischen Kulturen, der Megalith- und der jütländischen Kultur, die germanische entstanden ist. Wie sich dieser Prozeß in Nordwestdeutschland vollzogen hat, läßt sich heute noch nicht sagen¹³. Klarheit hierüber wird erst die weitere Forschung, besonders auch durch die Aufarbeitung des jetzt von mehreren Stellen vorliegenden jungsteinzeitlichen Siedlungsmaterials mit Einflüssen der „Becherkultur“, bringen.

N a c h t r a g

Während der Drucklegung sind von Sanitätsrat Dr. Conrads, Haltern zwei Hügelgräber untersucht worden, die gleichfalls zu unserer Gruppe gehören. Ein genauer Fundbericht kann hier nicht mehr gegeben werden, nur auf den Hauptbefund sei hingewiesen.

Ahsen, Kr. Recklinghausen.

Aus einer Gruppe von 3 Einzelhügeln, die Durchmesser von etwa je 15—20 m haben, wurde ein Hügel in 1,50 m Breite durchschnitten. Spuren von Holzinnebauten sind nicht festgestellt worden. Etwa auf der Sohle des Hügels fand sich ein fast ganz erhaltener Becher, mehrere Fragmente von einem weiteren Becher und 7 kleine Feuersteingeräte. Der erhaltene Becher hat fast die gleiche Form und die gleiche Schnurverzierung wie der Becher von Greven. Die Fragmente des zweiten Bechers sind mit Zonen von Schrägstrichen verziert, in der Art wie die Becher von Neheim.

¹² Bursch, a. a. O. S. 67.

¹³ vgl. auch Sprockhoff, Zur Megalithkultur Nordwestdeutschlands. (Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte Nr. 4 (1930) S. 1 ff.)

Flaesheim, Kr. Recklinghausen.

Auf einer vorspringenden Kuppe des Dachsberges in der Haardt liegen hart am Steilabhang vier schönerhaltene Hügelgräber. Sie haben Durchmesser von etwa 10—12 m. Bei der Untersuchung eines Hügels wurde etwa in der Mitte der Hügelsohle eine ovale Leichenbrandschüttung von etwa 1 m Länge und 0,70 m Breite freigelegt. Etwas nördlich der Brandschüttung lag eine Bronzedolchklinge von etwa 15 cm Länge mit 2 Nietlöchern und noch erhaltenen Holzspuren. In etwa 2 m Abstand wurden um den Leichenbrand eine ringförmige Pfostensetzung und in etwa 2,50 m Abstand zwei Pfostenlöcher von einem, wahrscheinlich zweiten Pfostenring festgestellt. Außerdem umgab in etwa 2,70 m Abstand ein Kreisgräbchen die Brandschüttung. Der Befund zeigt wieder, daß unsere Grabanlagen noch bis in die Bronzezeit hineinreichen.

Untersuchung einer neugefundenen großen westfälischen Steinkiste bei Hiddingsen, Kr. Soest

Von Walter Lange

Arbeitsdienstwillige der FAD Stammabteilung 207/2 in Soest stießen im Frühjahr 1934 bei Steinbrucharbeiten auf senkrechtstehende Plänerkalkplatten. Obwohl diese von beträchtlichem Ausmaß waren, fielen sie zunächst nicht auf — im Steinbruch nebenan lagerten in wagerechten Bänken viel mächtigere Platten des gleichen Gesteins. — Beim Fortgang der Arbeiten wurden sie gespalten und zerschlagen und wanderten mit der Feldbahn zu irgendeiner Straßenbaustelle. Unmittelbar hinter den Platten fand man menschliche Knochen. Die Arbeitsmänner benachrichtigten die Polizei. Die Mordkommission erschien, die Gebeine wurden beschlagnahmt, und da alle Erhebungen über irgendeine Mordtat erfolglos blieben, in Lohne, Kr. Soest, wieder beigelegt.

Mittlerweile hatte Herr Regierungsoberlandmesser Schoppmann, der überaus rührige Pfleger für kulturgeschichtliche Bodenaltertümer des Kr. Soest, von dem Skelettfund gehört und stellte bei einer Besichtigung des Fundortes fest, daß es sich nur um eine jener großen Steinkisten handeln könne, wie sie im Kreise Soest bei Schmerlecke und Ostönnen, aus den benachbarten Kreisen Lippstadt, Beckum und Büren und Warburg in größerer Zahl seit längerem bekannt und beschrieben sind. (Lit. Stieren: Mitteilungen der Altertumskommission, Bd. 7 1922, S. ff., ders. Zeitschrift Westfalen, 13. Jahrg. 1927, Heft 1/2, S. 3 ff.)

Als bald wurde die Vorgeschichtliche Abteilung des Landesmuseums benachrichtigt, die Vermutungen Schoppmanns bei einer Besichtigung des Objektes durch Dr. Stieren bestätigt.

Die Untersuchung einer solchen Steinkiste erscheint immer noch überaus wünschenswert, da bei jeder Aufschlüsse erhofft werden können, die die Herkunft, kulturelle und ethnische Zugehörigkeit dieser Gruppe von vorgeschichtlichen Denkmälern klären helfen. Da durch die Bereitwilligkeit des Abteilungsführers vom Lager Soest,

Oberfeldmeister Heim, Arbeitskräfte zur Verfügung gestellt wurden, waren auch die größten finanziellen Hindernisse beseitigt. Grundeigentümer ist seit etwa 20 Jahren die Stadt Soest, die auch ihrerseits die Ausgrabung förderte.

Die neugefundene Steinkiste liegt 3,7 km südlich Soest, 0,8 km südsüdwestlich des Dorfes Hiddingsen am sanftgeneigten Nordhang des Haarstranges 190 m über N. N. (Abb. S. 101 Ausschnitt aus dem Meßtischblatt 2509, Soest.) In diesen haben sich die Quellbäche der Schledde tief eingeschnitten, so daß die Grabanlage auf einem vorspringenden Plateau im Mündungswinkel zweier dieser Bäche etwa 20 m über der Talaue liegt. Das Schichtenprofil der unmittelbaren Umgebung der Steinkiste, wie es der Steinbruch aufgeschlossen hat, bietet folgenden Aufbau (von oben nach unten):

- I. Von 0,0 bis 0,25 m Ackerkrume von dunkelbrauner Farbe mit kleinen Gesteinsbrocken, vereinzelt nordischen Geschieben, dazwischen Feuerstein.
- II. Von 0,25 bis 0,45 m Lehm von hellbrauner Farbe, ebenfalls mit kleinen Gesteinen.
- III. Von 0,45 bis 0,75 m Verwitterungsmergel von gelbgrauer Farbe, von gemischt steinig-erdigem Charakter.
- IV. Von 0,75 bis 2,20 m Horizontalgeschichtete kleinschollige, plattige Plänerkalke von rhombischem Querschnitt.
- V. Von 2,20 bis 14 m Plänerkalkbänke des Turon. Stärke der oberen Bänke 0,30 bis 0,50 cm nach unten stärker werdend.

Über die Bauart der Steinkisten ließen sich noch wichtige, z. T. neuartige Feststellungen treffen. Bei Beginn der Untersuchung hatten die Arbeitsdienstwilligen die Anlage in ihrem äußeren Umfange freigelegt. Sie bildet ein langgestrecktes von NO nach SW orientiertes Rechteck, dessen Länge 18,60 m und dessen Breite 2,80 m beträgt (Außenmaße). Der Kammerboden liegt, wie nach der Ausräumung festgestellt wurde, durchschnittlich 0,75 m unter der heutigen Oberfläche. Er ist also bis auf die horizontalgelagerten kleinscholligen Plänerkalke auf die Grenze zwischen Schicht III und IV eingetieft. Dieses Lagerungsverhältnis könnte dafür sprechen, daß die Steinkiste bei einer ursprünglichen Gesamthöhe von 1,70 m bis 2,00 m etwa zur Hälfte aus dem Boden geragt habe. Gewisse Beobachtungen an verschiedenen Fundplätzen in der Soester Börde haben aber gelehrt, daß selbst auf den nur schwach abfallenden Hängen die lockere Erdbedeckung durch Regen und Wind erheblich verlagert werden kann. So ist die neolithische Siedelung von Deiringsen-Ruploh (vgl. S. 98) heute von einer 0,40 cm starken Schwemmschicht überlagert. Hier in Hiddingsen lagert am Plateaurand in einer Entfernung von etwa 50 m von der Steinkiste der Lehm in zunehmender Mächtigkeit von 2—5 m. Diese Erdmassen können nur von den höher gelegenen Flächen abgespült worden sein. Ein Nachschub aus weiter zurückliegenden Bezirken konnte in diesem Falle nicht stattfinden; denn östlich und südlich der Steinkiste nimmt eine breite, wenn auch flache natürliche Senke etwaiges nachströmendes Material auf. Es ist daher durchaus möglich, daß auch die Hiddingser Steinkiste bis zu ihrer Oberfläche in den Boden eingelassen war, wie das für unseren Typ von Grabbauten die Regel zu sein scheint. Erbaut ist sie aus großen Plänerkalkplatten, von denen die beiden größten, die Verschlußplatte St. 1 an der nordöstlichen Schmal-

seite und ein Trägerstein, St. 18, der nordwestlichen Längsseite über 2 m maßen, die kleinsten, St. 7, 13, 19, nur 0,50 m. Das Material wurde vermutlich in unmittelbarer Nähe der nur einige 40 m entfernten Quelle gebrochen, wo die Steilhänge der Erosionsrinne bequeme Angriffspunkte zum Einsetzen von Keilen und Hebebäumen boten.

Der Grundriß (vergl. Abb. 1) und der Aufriß der südöstlichen Längswand (Abb. 1) sowie die Abbildung Tafel 21, 1 zeigen den Erhaltungszustand der Anlage. Von ursprünglich 14 großen Tragsteinen der SO-Wand stehen am alten Platz noch 8 (Nr. 4, 5, 7, 11, 12, 13, 14, 15). Bei der gegenüberliegenden nordwestlichen Seite sind noch 9 erhalten (Nr. 16—25). Die ursprüngliche Anzahl hat sich hier nicht mehr ermitteln lassen, weil in der W-Ecke der Anlage die Störung durch die Steinbrucharbeiten ein Nachprüfen unmöglich gemacht hat. Die Zwischenräume zwischen den Trägersteinen sind regelmäßig mit Trockenmauerwerk ausgefüllt, eine Feststellung, die für die westfälischen Steinkisten zum ersten mal gemacht werden konnte. Den Wechsel von Trägern und Trockenmauerwerk zeigt besonders gut die nordwestliche Längswand. Eine starre Regel hat aber auch hier nicht vorgeherrscht, wie das unmittelbare Aneinanderstoßen der beiden Träger 21 und 22 beweist. Dem Ziel, den Grabraum vollkommen abzudichten, dient auch die Verkeilung von sehr schmalen Mauerlücken mit senkrecht gestellten Platten, wie das an der Südostwand zwischen 12, 13 und 14 festgestellt wurde. Von den aufgehenden Teilen des Grabbaues sind über dem Niveau des Kistenbodens günstigstenfalls 0,50 m erhalten. Die heutige Oberkante der Tragsteine reicht genau bis zur Grenzlinie zwischen der dunkleren Ackerkrume und dem helleren Lehm, der in die Grabkammer eingeschwemmt ist.

Der Pflug, der seit Jahrhunderten über diesen Platz hinweg gegangen ist, stieß immer wieder gegen die ursprünglich sehr viel höheren Wandplatten. Die Bauern waren gezwungen, diese Hindernisse zu beseitigen. Da der felsige Untergrund ein Untergraben und Versenken der mächtigen Blöcke nicht erlaubte, schlugen sie mit dem schweren Hammer die störendsten Grate ab, was im Laufe einer langen Zeit sicher immer wieder vonnöten war. Sie beseitigten aber auch einige leichter zu entfernende Wandsteine mit Spitzhacke und Stemmeisen gänzlich. Letzteres berichtete jedenfalls der Knecht des vormaligen Bodeneigentümers, der zwischen 1895 und 1900 bei diesem Zerstörungswerk mitgeholfen hat. Damit erklären sich die großen Lücken in der südöstlichen Längswand. An ihren Stellen haben sicher große Wandplatten gestanden, und zwar solche, deren Standspuren nur wenig oder garnicht unter das Niveau des Kammerbodens hinabreichten. Als wir die Untersuchung begannen, konnten wir zunächst den Befund bei 3, 8 und 9 nicht befriedigend deuten, denn nach den Ergebnissen früherer Untersuchungen erwarteten wir auch hier einen durchlaufenden Fundamentgraben, in welchen die großen Wandplatten eingesetzt waren. Einen solchen von nur 0,10 m Tiefe konnten wir bei 2, 6 und 10 an der lockeren Füllerde nachweisen. Bei 3, 8 und 9 dagegen war keine Spur eines Fundamentgrabens vorhanden, sondern der felsige Untergrund lief in Höhe des Kammerbodens fort. Daß ein durchgehender Fundamentgraben nicht bestanden hat, beweisen aber nicht nur die stets im Niveau des Kammerbodens aufgesetzten Trockenmauern, sondern verdeutlicht vor allem auch der Befund an den noch an alter Stelle stehenden Tragsteinen, wie ihn Schnitt B erbracht hat. Die im Aufriß mit Schnitt B bezeichnete Stelle zeigt die Verhältnisse an der Südostwand des Schnittes. Der Standstein links, Nr. 5, ist nur 0,10 m in den Felsschotter eingebracht, die Trockenmauer ist in Höhe des Kammerbodens aufgesetzt. Taf. XXI, 2 gibt die Situation an der gegenüberliegenden NW-Seite des

Schnittes. Der Standstein links, Nr. 20, ist nur 0,15 m eingetieft, die Trockenmauer in der üblichen Weise aufgesetzt. Nur die vier obersten im Foto sichtbaren Platten sind von Menschenhand aufgestapelt, die dünnen Platten darunter natürlich geschichtet. Der nach rechts anschließende Tragstein Nr. 21 ist ganz freigelegt. Seine recht unregelmäßige Standfläche liegt 0,40 m unter Kammerboden. Die Lücke an seiner Basis ist durch lockere dunkle Erde ausgefüllt. Im Bildvordergrund ist die normale ungestörte Schichtung des verwitternden Pläners besonders gut zu erkennen.

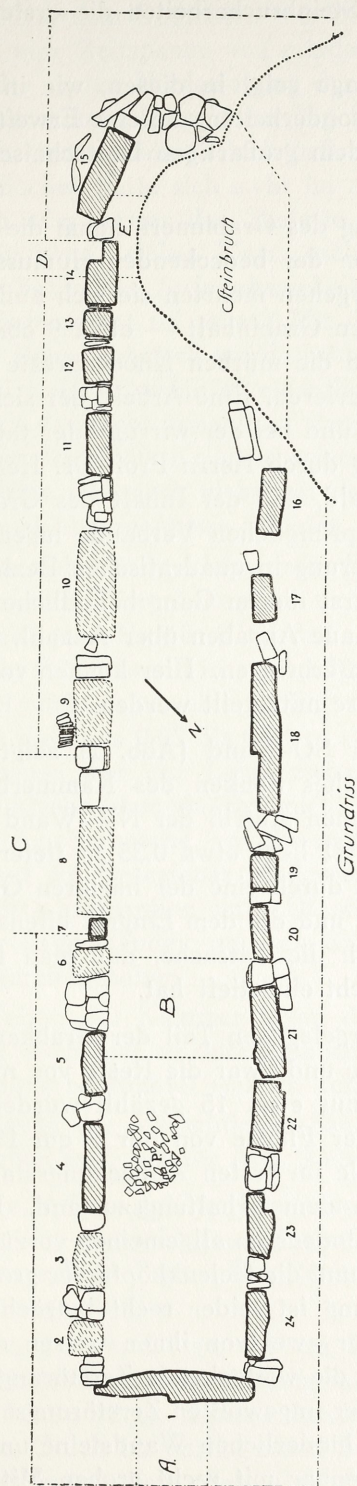
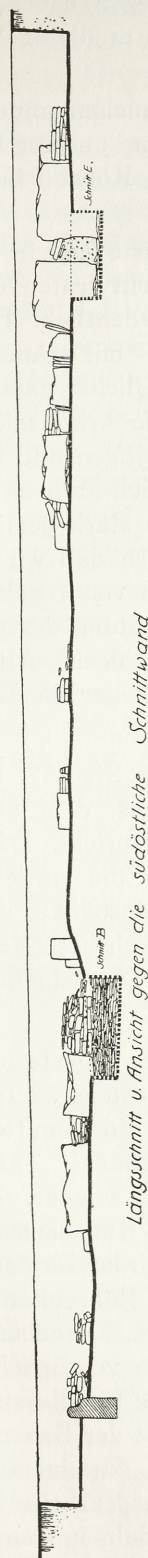
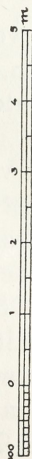
Die Abschlußplatte von 2,20 m Länge und 0,40 m Dicke ist ihrer konstruktiven Wichtigkeit wegen besonders solide fundamentierte. Ihre Fundamentgrube ist 0,45 m in den Felsschotter eingetieft, und an der Außenseite ist der Stein durch schräg nach unten eingetriebene kleinere Platten gegen den in der Längsrichtung der Kammer wirkenden Druck besonders gesichert. Für die übrigen Wandsteine, die naturgemäß nicht alle freigelegt werden konnten, dürfen wir ähnlich verschiedene tiefe Fundamentgruben annehmen. Die schematischen Querschnitte X und Y in der Abb. 1 mögen die dargelegten Baumethoden verdeutlichen.

Das Trockenmauerwerk hat sich erstaunlich gut gehalten, auch dort, wo es der schützenden und stützenden Nachbarschaft durch Herausbrechen der Träger beraubt war, wie z. B. zwischen T. 2 und T. 3 und zwischen T. 9 und T. 10. Stieß die Pflugschar gegen einen dieser kleinen Quadern, so war der „Stein des Anstoßes“ schnell beseitigt, er wurde zur Seite geworfen wie andere Feldsteine. Der Bauer brauchte ihm nicht mit stärkeren Mitteln zu Leibe gehen. So blieben uns die wichtigen Reste in genügender Anzahl erhalten. Hergestellt sind die einzelnen Platten durch Aufspalten größerer Blöcke. Es sind wirkliche Quadern mit parallelen Ober- und Unterflächen und senkrechten, glatten Schmalseiten. Sie unterscheiden sich dadurch von dem natürlichen Felsschotter, dessen Einzelstücke in Platten mit rhombischem Querschnitt verwittern.

Die Innenseite der Trockenmauern fluchtet genau mit der der Wandsteine (Abb. 1). Sie ist nur selten in höheren Lagen etwas nach Innen gedrückt; so bei dem stattlichsten Rest zwischen 5 und 6 (Tafel 22, 1). In der Längsausdehnung richtet sich der Fuß der Trockenmauer natürlich nach der Größe der auszufüllenden Lücke; 0,80 m nach T. 5 und 0,70 m vor T. 13 sind die längsten erhaltenen Strecken. Die Basis reicht nach außen fast immer über die Dicke der Tragsteine hinaus. Ihre Breite beträgt in den meisten Fällen 0,50 und 0,60 m. Diese Basisbreite ist notwendig, um eine Trockenmauer von mindestens 1,50 m aufzuschichten.

Aus Trockenmauerwerk ist auch der Abschluß an der südwestlichen Schmalseite (Taf. 21, 1, Vordergrund). Also ähnlich wie bei der Steinkiste I. von Atteln (Lit. Stieren, Zeitschrift Westfalen, 1927, Heft 1/2 S. 4, Taf. 2 unten). Ein solcher Verschuß ist im Bedarfsfalle weit bequemer zu öffnen und zu schließen, als der durch eine einzige ungefügte Abschlußplatte hergestellte. Um aber den sicher größeren Einsturzgefahren eines solchen lockeren Mauerverbandes zu begegnen, haben die Erbauer den Eingang absichtlich verengt. Das erreichten sie sehr einfach und sinnreich dadurch, daß sie den letzten Träger, T. 15, der südöstlichen Längswand in einem Winkel von 30° zur Hauptrichtung einspringen ließen. Dieser Stein steht sicher an ursprünglicher Stelle, es ist ein besonders mächtiges Exemplar von beinahe 0,50 m Dicke, der 0,40 m in den Boden eingelassen ist und obendrein an der Außenseite mit 2 starken, senkrecht gestellten kleineren Platten verkeilt ist (Aufriß Abb. 1, Schnitt E). Ob am Ende

--- Grabungsgrenzen
 - - - - - Schnittgrenzen



Maßstab ungefähr 1 : 100.

Abb. 1. Grundriß, Längsschnitt und Querschnitte der Steinkiste von Hiddingsen, Kr. Soest.

der NW-Wand entsprechende Verhältnisse vorgelegen haben, ließ sich nicht mehr feststellen, da die Steinbrucharbeiten die ersten 5 m dieser Wand restlos beseitigt haben.

Die ganze Anlage zeigt in diesen, wie in manchen anderen der geschilderten Punkte bauliche Besonderheiten, die eine Erweiterung unserer Kenntnis bedeuten und den Eindruck von dem großartigen bautechnischen Können ihrer Erbauer noch verstärken.

Die Ausräumung des Grabinnern nahm die meiste Zeit in Anspruch. Schon bald nach dem Abräumen der bedeckenden Humusschicht traten die ersten Skelettreste zutage. Beim Tiefergehen mehrten sie sich außerordentlich. Es blieb nichts anderes übrig, als den ganzen Grabinhalt — etwa 9 cbm — mit schmalen Modellierhölzchen durchzuarbeiten und die mürben Knochenreste möglichst unversehrt aus dem zähen Lehm herauszupräparieren. Eine Arbeit, der sich die Arbeitsdienstwilligen mit großer Hingabe annahmen, und bei der wir uns der tatkräftigen und besonders sachverständigen Unterstützung durch Herrn Prof. Dr. Heiderich-Münster erfreuen konnten. Es zeigte sich schon bald, daß der Inhalt des Grabes stark gestört war, so stark, daß kein Skelett im ursprünglichen Verbande lagerte, so daß wir die geborgenen Reste nur nach ihrer Lagerung in quadratischen Bezirken von 1 m Seitenlänge bezeichnen konnten. So kann erst die im Gang befindliche Sichtung des gesamten anthropologischen Materials genaue Angaben über Anzahl, Geschlecht, Alter und Rasse der beigesetzten Individuen erbringen. Hier können vorerst nur die Beobachtungen über die Lagerungsverhältnisse mitgeteilt werden.

Der Aufriß der SO-Wand (Abb. 1) zeigt bei Stein 7, südöstlich des Schnittes B, ein allmähliches Senken des Kammerbodens, dem eine ähnliche Stufe im hier nicht dargebotenen Aufriß der NW-Wand entspricht. Das ganze nordwestliche hintere Kammerdrittel liegt etwa 0,35 m tiefer als die vorderen Zweidrittel. Diese Stufe ist verursacht durch eine der härteren Gesteinsbänke, die die Kammer von N nach S durchziehen, und die dem Eingriff offensichtlich besonderen Widerstand boten. Hierfür spricht auch die Tatsache, daß man für den fehlenden Wandstein 8 eine Fundamentgrube nicht eingetieft hat.

In diesem tiefergelegenen Teil der Grabkammer lagerte nun der weitaus größte Teil der Skelettreste und zwar die Reste von mindestens 30 Individuen, während im übrigen Grabraum nur etwa 15 gezählt wurden: Und unmittelbar hinter der Stufe fanden sich auf einer Fläche von nur 2 qm 18 Schädel! Tafel 22, 2 gibt den Befund an dieser Stelle im ersten Abdeckungsstadium wieder. Zugleich vermittelt sie einen Eindruck von dem Erhaltungszustand. Die Knochensubstanz ist infolge des Kalkreichtums des Bodens im allgemeinen vorzüglich konserviert. Stärker angegriffen sind nur die Wirbel und die Gelenkköpfe der großen Röhrenknochen. Aber die mechanische Zertrümmerung ist leider recht beträchtlich. Vornehmlich die Schädel sind davon betroffen. Nur zwei von ihnen weisen einen vorzüglichen Erhaltungszustand auf. Der Grund für die weitgehende Zerstörung wie für die starke Verwerfung kann teilweise sicher in der ungewollten Zerstörungsarbeit der Bauern gesehen werden, die beim Entfernen der hinderlichen Wandsteine und — zu einem früheren Zeitpunkt — der Deckplatten offenbar mit recht groben Mitteln gearbeitet haben. Begründet ist damit aber nicht die auffällige Häufung von Schädeln in dem erwähnten Abschnitt und die unverhältnismäßig große Anzahl von menschlichen Resten im tieferen Kam-

merende. Diese beiden Tatsachen können nur auf die Erbauer und ursprünglichen Benutzer der Anlage zurückführen. Nach dem Gutachten von Herrn Prof. Dr. Heide-
rich muß aus anatomischen Gründen eine Zeitspanne von mindestens 50—70 Jahren
angenommen werden, die zwischen der ersten Niederlegung der Bestattung und der
jetzt beobachteten Lagerung liegt; denn kein Unterkiefer lag bei dem zugehörigen
Schädel, selbst nicht bei den besterhaltenen, kein Gelenk saß mehr in seiner zuge-
hörigen Pfanne, ja überhaupt kein Knochen hatte sich mehr im natürlichen Verbande
erhalten. Das Umbetten der Leichen oder besser der Skelette erfolgte wohl, wenn
die Kammer voll belegt war, wenn für neue Leichen Platz geschaffen werden mußte.
Nur den Schädeln scheint man dabei besondere Aufmerksamkeit geschenkt zu haben
und sie an einer Stelle zusammen niedergelegt zu haben. Mit den übrigen Knochen
ist man aber recht sorglos verfahren. Denn mehrfach wurde beobachtet, daß ein star-
ker Röhrenknochen in einem Schädel steckte, wohin er eigentlich nur beim heftigen
Hinwerfen gelangen konnte. Will man das nicht annehmen, dann können wir hierfür
nur sehr alte Störungen annehmen, bei denen die Knochen schon recht mürbe waren,
aber noch frei im Kammerraum lagerten und noch nicht mit dem eingeschwemmten
Lehm eine kompakte, nur schwer verschiebbare Masse bildeten.

Inmitten der Skelettreste fanden sich häufig kleine vom Feuer gerötete Kalk-
platten. Sie traten schon 0,20 m über dem Kistenboden auf und entstammten einem
geschlossenen Pflaster mit unregelmäßigem Umriß (Grundriß bei P), das sich in
0,30 m Abstand vor der Innenseite der Südostwand in etwa 1,20 m Länge und 80 cm
Breite hinstreckte. Es handelt sich hierbei offenbar um eine Stelle, auf der ein recht star-
kes Feuer gebrannt haben muß; denn die etwa 0,03 bis 0,04 m starken Platten waren
teilweise bis zum Kern gerötet. Ebenso war der Lehm zwischen ihnen gebrannt.
Funde, die den Zweck dieser Anlage klären könnten, sind nicht gemacht worden, vor
allem keine noch so feine Reste von Knochenasche, auf die mit besonderer Sorgfalt
geachtet wurde. Der Befund kann auf ein Opferfeuer hindeuten, wie deren Spuren
ja mehrfach in der Züscherer Steinkiste angetroffen sind. Da sich aber einzelne die-
ser geröteten Steine schon in höheren Lagen fanden, muß die Störung des Grabinhal-
tes bis auf den Kammerboden hinabgereicht haben.

In den vorderen südöstlichen Teilen der Kammer lagen die Skelettreste zwar
wesentlich weniger dicht, waren aber auch hier so durcheinander gebracht, daß kei-
nerlei gewollte ursprüngliche Anordnung beobachtet werden konnte.

Im auffälligen Gegensatz zur Menge der menschlichen Skelette steht die Spär-
lichkeit der Beigaben. Alle wesentlichen sind auf der Abb. 2 abgebildet.

1. Kleines Beil von 5,3 cm Länge, 2,5 cm größter Breite und 1,4 cm Dicke. Die
Seitenkanten sind äußerst unregelmäßig zugeschlagen. Angestrebt wurde offenbar
ein spitzovaler Querschnitt und spitznackige Form. Die Breitseiten sind teilweise,
die leicht gewölbte Schneide ist ganz angeschliffen.

2. Dolchgriff (? Bruchstück) von 8,5 cm Länge, 2,9 cm Breite, 1,5 cm Dicke
und flachovalem Querschnitt. Die Breitseiten sind beidseitig mit einer breitmusche-
ligen Flächenretusche versehen, die längsseitigen Kanten durch Schliff abgestumpft.
Eine eigentliche Arbeitskante hat das Stück im vorliegenden Zustande nicht, es sei
denn, daß man die beim Zerschlagen entstandene Schmalseite (auf der Zeichnung
oben) zum Abdrücken von Feuersteinspänen benutzt hat, worauf Gebrauchsspuren
hinweisen könnten. Leichte Schliffspuren auf beiden Breitseiten, die die schärfsten

Grate im oberen Drittel fortgenommen haben, deuten darauf hin, daß die Klinge des Dolchmessers wohl angeschliffen gewesen ist.

3. Klinge von 7,2 cm Länge, 2,6 cm Breite und 1,1 cm Dicke von dreieckigem Querschnitt. Mit Steilretusche und starken Gebrauchsspuren an den Längsseiten und senkrechten unretuschierten Schmalseiten.

4. Breitklinge (Schaber?) von 7,2 cm Länge, 4,6 cm größter Breite, 1,1 cm Dicke. Die im oberen Teil leicht ausschwingenden Längsseiten zeigen ebenso wie das breitere Ende Steilretusche. Der ganze Rand ist wohl eher durch Schlag als durch Schaben außerordentlich stark abgestumpft. Möglicherweise ist das Stück als Schlagstein in Verbindung mit einem Pyritknollen als Feuerzeug benutzt worden. Solche Pyritknollen liegen z. B. vor in der Steinkiste von Beckum. Sie wurden auch im Hiddingser Steinbruch in natürlicher Lagerung angetroffen.

5. Lange, schmale Klinge von 12,6 cm Länge, 2,9 cm Breite und 1,2 cm Dicke mit trapezoidem Querschnitt. Mit schwachen Gebrauchsspuren an den scharfen Längsseiten. Das obere Ende ist als kurzer Stiel ausgebildet.

6. Kurze Klinge von 6,1 cm Länge, 2,5 cm Breite, 1,1 cm Dicke mit dreieckigem Querschnitt und beidseitiger Steilretusche, im vorderen Drittel starke Gebrauchsspuren. Nachschärfung durch Gegenretusche auf der Flachseite. Am hinteren Ende in gleicher Höhe zwei Schäftungskerven.

7. Schmale, zierliche Klinge von 7,5 cm Länge, 1,5 cm Breite und 0,7 cm Dicke, von dreieckigem Querschnitt. Steilretusche an der rechten vorderen Schneide und Schäftungskerbe am linken hinteren Ende.

Die Stücke 1, 3, 4, 6 sind aus dem gleichen Feuersteinmaterial gefertigt, das durch seinen milchig blaugrauen Farbton mit dunkleren Tupfen charakterisiert wird. Die eigentlichen Klingen Nr. 3—7 gleichen sich in einem Punkte: allen fehlt eine scharfe Spitze, beide Schmalkanten sind dick und stumpf.

8. Feuersteinsplitter von 2,6 cm Länge und 0,2 cm Dicke mit Mikroretusche an der rechten Unterseite (Knochenglätter für Pfriemen oder Nadeln?).

9. Kleiner Nukleus mit schwachen Gebrauchsspuren, die auf eine Benutzung als Hobelkratzer hindeuten.

10—19. Querschneidige Pfeilspitzen mit Mikroretusche an einer oder beiden Seiten von wechselnder Formgebung. Es finden sich alle Übergänge von der niedrigschmalen trapezoiden Form (Nr. 10) über die hochgestreckt trapezoide (Nr. 13, 18, 19) bis zur rein triangulären (Nr. 12 und 17).

Die Beigaben aus Feuerstein decken sich nur teilweise mit dem bisher bekannten Typenschatz. Die großen Messerklingen mit ausgesprochener Steilretusche sind bis jetzt in den meisten untersuchten Steinkisten beobachtet worden. Sie sind überdies zumeist aus dem gleichen Silexmaterial wie unsere Stücke 1, 3, 4, 6 hergestellt. So die in der Sammlung der Vorgeschichtlichen Abteilung des Landesmuseums zu Münster vorhandenen und bei Stieren a. a. O. Taf. V, Klinge in der Bildmitte von Uelde b. Lippstadt, Taf. 5, 2 und 3 von der Kieslings-Hucht, Kr. Beckum und Taf. 6, Nr. 3 und 5 abgebildeten Stücke. Leider läßt sich noch nicht feststellen, woher das Material stammt. Es ist jedenfalls weder aus dem örtlichen nordischen Geschiebe gewonnen, noch nordische (Rügener) Importware.

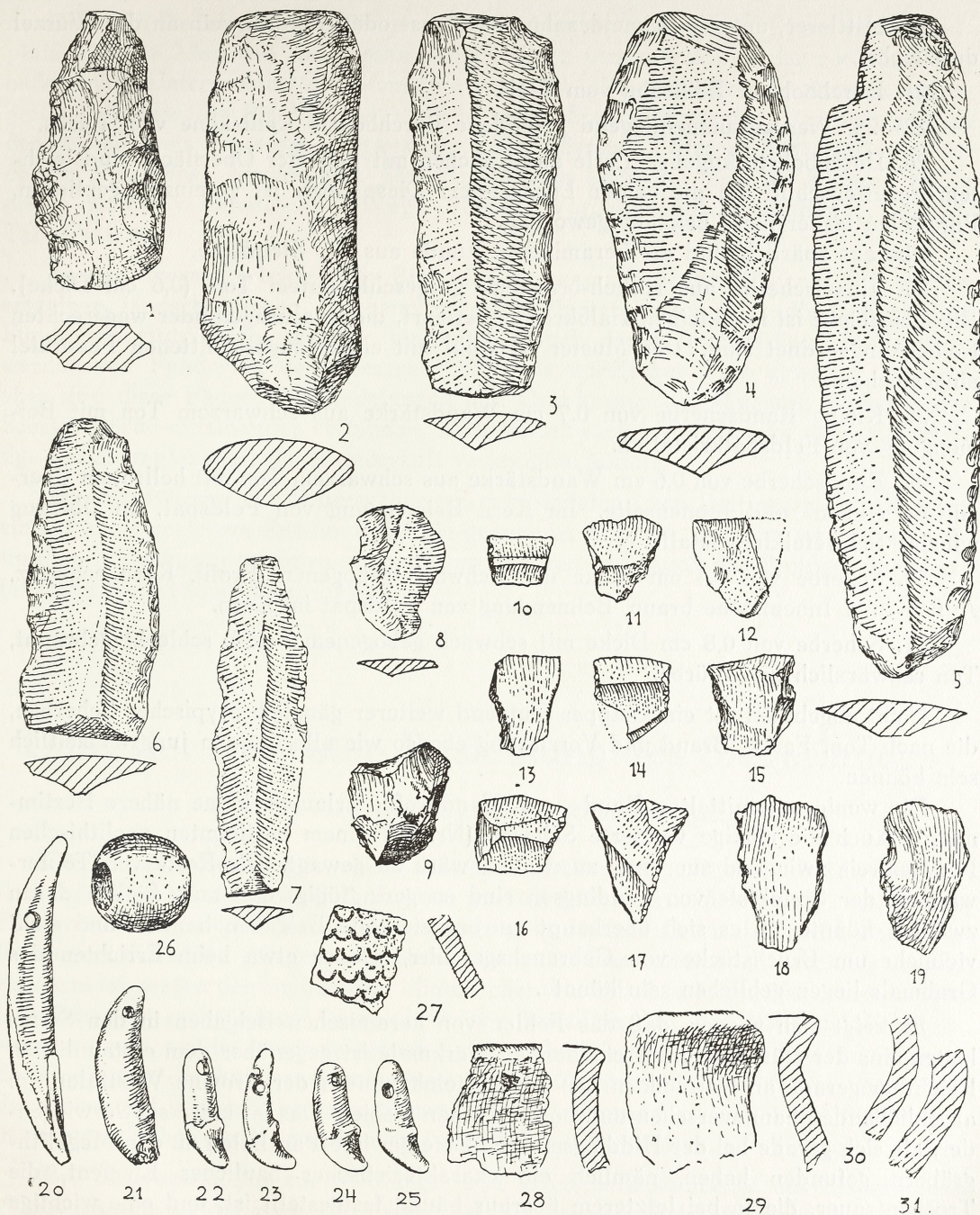


Abb. 2. Die Beigaben der Steinkiste von Hiddingsen, Kr. Soest (alles natürliche Größe).

Etwas völlig Neues unter den Steinkistenbeigaben stellen die 10 querschneidigen Pfeilspitzen dar. Typologisch interessant ist das Vorkommen formgeschichtlich älterer, langgestreckt trapezoider und jüngster, ausgesprochen triangulärer Formen.

An Schmuck fanden sich die üblichen durchbohrten Tierzähne und als Neuheit eine Knochenperle.

20. Mittlerer, unterer Schneidezahn von Haus- oder Wildschwein an der Wurzel durchbohrt.

21. Durchbohrter Reißzahn vom Wolf.

22—25. Vier zusammenliegend gefundene durchbohrte Reißzähne vom Fuchs.

26. Durchbohrte kugelige Perle aus Knochen mit polierter Oberfläche und leichtem Fazettenschliff um die beiden Lochränder. Diese Perle ist vereinzelt geblieben, Parallelen bisher nicht bekannt geworden.

Überaus spärlich sind die keramischen Funde aus der Steinkiste.

27. Einzelscherbe aus rötlich-braunem, gutgeschlemmtem Ton (0,6 cm Dicke). Die Oberfläche ist mit kleinen Halbkreisen verziert, die in schrägen oder wagerechten Reihen angeordnet sind. Das Muster ist wohl mit einem zugeschnittenen Federkiel eingestochen.

28. Kleine Randscherbe von 0,7 cm Wandstärke aus schwarzem Ton mit Beimengung von Feldspatkristallen.

29. Randscherbe von 0,6 cm Wandstärke aus schwarzem Ton mit hellrotem Überzug an Außen- und Innenseite. Im Kern Beimengung von Feldspat, im Überzug winzige Schwefelkieskristalle.

30. Scherbe von 0,4 cm Dicke und schwach gebogenem Profil, Kern schwarz, Außen- und Innenfläche braun, Beimengung von Feldspat im Kern.

31. Scherbe von 0,8 cm Dicke mit schwach gebogenem Profil, schlecht gebrannt, Ton schwärzlich und mürbe.

Nicht abgebildet ist ein knappes Dutzend weiterer gänzlich atypischer Scherben, die nach Ton, Farbe, Brand und Verzierungen ebenso wie alle übrigen jungsteinzeitlich sein können.

Die wenigen ermittelten Rand- und Wandprofile erlauben keine nähere Bestimmung. Auch die einzige verzierte Scherbe (Nr. 27) einem bestimmten neolithischen Formenkreis zwingend zuordnen zu wollen, wäre zu gewagt. Die Reste von Töpferware in der Steinkiste von Hiddingsen sind so geringfügig, daß man füglich daran zweifeln könnte, ob es sich überhaupt um beabsichtigte Beigaben handelt und nicht vielmehr um Bruchstücke von Gebrauchsgeschirr, wie es etwa beim Errichten des Grabmals liegen geblieben sein könnte.

Es zeigt sich wieder, daß das Fehlen von keramischen Beigaben in den Steinkisten eins der stärksten unterscheidenden Merkmale ist gegenüber dem erstaunlichen Reichtum gerade an Keramik in den Riesensteinkammern der Provinz Westfalen, im anschließenden hannoverschen und holländischen Gebiet. Das ist umso schwerwiegender, als sich gerade bei der Hiddingser Steinkiste gewisse Parallelen zu den Megalithgräbern gefunden haben, nämlich ein charakteristisches bauliches Element, die Trockenmauer, die ja bei letzterem überaus häufig festgestellt ist, und eine wichtige Fundgruppe, die querschneidigen Pfeilspitzen, die regelmäßig im Fundinventar der nordwestdeutschen Megalithgräber erscheinen. Als Sonderform für die Steinkisten lassen sich die steilretuschierten Klingen und Spitzen aus überall gleichem Feuersteinmaterial herauschälen. Vielleicht bieten sie einmal eine Handhabe, Handels- oder Wanderwege der Steinkistenleute aufzuhellen.

Auf die Frage nach der kulturellen Zugehörigkeit der Erbauer der großen westfälischen Steinkisten werden möglicherweise die Ergebnisse der Untersuchung der

neolithischen Siedlung von Deiringsen-Ruploh eine Antwort geben. Dieser neue Fundplatz, der nur 2 km von Hiddingsen entfernt liegt, wurde während der noch im Gang befindlichen Untersuchung der Steinkiste gemeldet. Die alsbald vorgenommene Probestrabung lieferte ein für Westfalen völlig neues Siedlungsinventar, das sich eng an den Formenkreis des sogen. südwestdeutschen Rössener Stiles anlehnt, und zwar an dessen Niersteiner Ausprägung. Die keramischen Leittypen sind an anderer Stelle dieses Heftes veröffentlicht. (Vergl. Stieren: Vorgeschichtliche Bauten ... S. 97, Taf. XVII, 1.)

In das überaus wechselvolle Bild, das der namengebende Rössener Stil in den einzelnen landschaftlichen Erscheinungsformen bietet, lassen sich die keramischen Funde von Hiddingsen zwanglos einordnen. Auch die querschneidigen Pfeilspitzen werden von Fundorten des Rössener Stiles als nordisches Erbe erwähnt. Vorerst aber sind diese Fäden, die Siedlungen und Grabformen der jüngeren Steinzeit der Soester Börde miteinander verbinden, noch zu schwach, als daß man derart gewichtige Fundkomplexe mit ihnen dauerhaft verknüpfen könnte.

Die Fortführung der Untersuchungen der Siedlung von Deiringsen-Ruploh wird einmal aus mehrtem Fundmaterial ein genaueres Bild von den hier wirksamen kulturellen Strömungen zeichnen können, zum anderen aber auch das Problem der westfälischen Steinkisten klären helfen.

Gang der frühesten Besiedlung des Siegerlandes

Von Hermann Böttger, Weidenau (Sieg)

Die fast zum Dogma gewordene Anschauung über den zeitlichen Verlauf der Besiedlung lehrt bekanntlich, daß sie von günstig gelegenen offenen oder waldarmen Plätzen der Ebene oder der Talränder ausging und allmählich meist in der Form der Rodung in die höher gelegenen Gebiete vorschritt. Das Gebirge gilt auch da, wo es waldarm ist, wegen der ungünstigen klimatischen Verhältnisse allgemein als siedlungsfeindlich; erst recht schien dieser Gang der Besiedlung da der allein mögliche gewesen zu sein, wo die höher gelegenen Landstriche mit dichtem Wald bedeckt waren. So bildete sich die Auffassung von einem inneren Zusammenhang zwischen dem Alter des Ortes und seiner Höhenlage, derart, daß im allgemeinen die älteren Siedlungen in geringer Höhe, die jüngeren in größerer Höhe liegen sollen.

Bei Untersuchungen zur Siedlungs- und Wirtschaftsgeschichte des Siegerlandes glaube ich nun für die ältere Zeit, etwa von der Lateneperiode bis in die ersten nachchristlichen Jahrhunderte, einen andern Verlauf der Besiedlung feststellen zu können. Ich glaube annehmen zu dürfen, daß die ersten Siedlungen, die in die Latenezeit gehören, auf den bis zu 600 m hohen, heute bewaldeten Gebirgskämmen oder an deren oberen Hängen gelegen haben, und daß erst von dort aus, vielleicht in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten, Talsiedlungen entstanden sind. Die Klärung dieser Verhältnisse und die Frage, ob und unter welchen Umständen sich eine Bevorzugung der Höhengiedlung in ältester Zeit feststellen läßt, scheint mir umsomehr von Interesse

zu sein, als auch anderswo diese Fragestellung auftritt. Linckenheld¹ schreibt z. B.: „Die Besiedlung der Vogesenhöhen, wenigstens nordwärts des Donon, mit einer ackerbautreibenden Bevölkerung in gallo-römischer Zeit ist eine der auffallendsten Erscheinungen, die wir besonders heute zu verzeichnen haben, wo man doch das Gesetz der Kontinuität der Besiedlung aufgestellt hat. Vom Donon bis in die Bitscher Gegend waren anscheinend alle Höhen besiedelt.“ Die Verödung des elsässischen Flachlandes und die Bevorzugung der Höhensiedlung soll nach Forrer² „im Gefolge der Kimbern- und Teutonenzüge und des nachfolgenden Germanendrucks“ vor sich gegangen sein. Kriegerische Vorgänge hat auch Schumacher angenommen, um die von Behlen am Südostrand des Siegerlandes auf der bis 600 m hohen Kalteiche festgestellten Siedlungen der Spätlatenezeit mit ausgedehnten Ackerterrassen zu erklären³.

Nach der bisherigen Fundstatistik müssen wir annehmen, daß das Siegerland wegen seiner ungünstigen Lage im Herzen des rechtsrheinischen Schiefergebirges während der jüngeren Steinzeit und der Bronzezeit nicht besiedelt war. Nach der Art seines Bodens ist das Siegerland niemals waldarm oder gar waldfrei gewesen. Die Voraussetzungen für das Wachstum von offenen Pflanzenformationen fehlen vollständig. Der Boden ist völlig kalkarm. Das Verwitterungsprodukt seiner Grauwacke und seines Schiefers ist ein zäher, schwerer, sandarmer Lehm. Die reichen Niederschläge (1000—1200 mm im Jahresdurchschnitt), bedingt durch die ungünstige Lage gegenüber den regenbringenden Winden⁴, bewirken, daß der an sich wenig durchlässige Boden feucht und kalt ist. Alle Vorbedingungen für die Bedeckung des Landes, genauer gesagt der Täler, der Talränder, der Quellmulden und der unteren Hänge mit einem dichten Laubwaldkleid sind also gegeben; wohl darf man für die oberen steilen Hänge und die schmalen Wasserscheiden, von denen der Humus leicht abgespült werden konnte, eine geringere Waldbedeckung annehmen, sodaß sie gangbar waren. Wegen des Humusmangels waren sie aber auch ungeeignet zum Ackerbau.

Die siegerländer Urlandschaft muß also als ausgesprochen siedlungsfeindlich bezeichnet werden. Im allgemeinen liegen die altbesiedelten Gebiete an den Rändern des rechtsrheinischen Schiefergebirges etwa 50—70 km vom Siegerland entfernt. Nur im Südosten bildet das verhältnismäßig breite und wenig gewundene Tal der unteren und mittleren Dill, die am Ostrand des Siegerlands auf der Sieglahn-Ederwasserscheide entspringt und bei Wetzlar in die Lahn mündet, in Verbindung mit Streifen kalk- und lößhaltigen Bodens auf beiden Talseiten eine natürliche Pforte, die verhältnismäßig nahe an den Südostrand des Siegerlands führt. Daß diese Zugangsmöglichkeit wenigstens von streifenden Jägern benutzt worden ist, beweisen Einzelfunde der jüngeren Steinzeit und der Bronzezeit⁵ auf den linksseitigen Dillhöhen sowie einige noch nicht näher bestimmte Steinbeile im Siegerland selbst⁶. Was den Jungstein- und Bronzezeitmenschen aber zum Bleiben hätte veranlassen können,

¹ Linckenheld, Bericht über die Fortschritte der vor- und frühgeschichtlichen Forschung in Lothringen, 17. Bericht der Röm.-Germ. Kommission, S. 135.

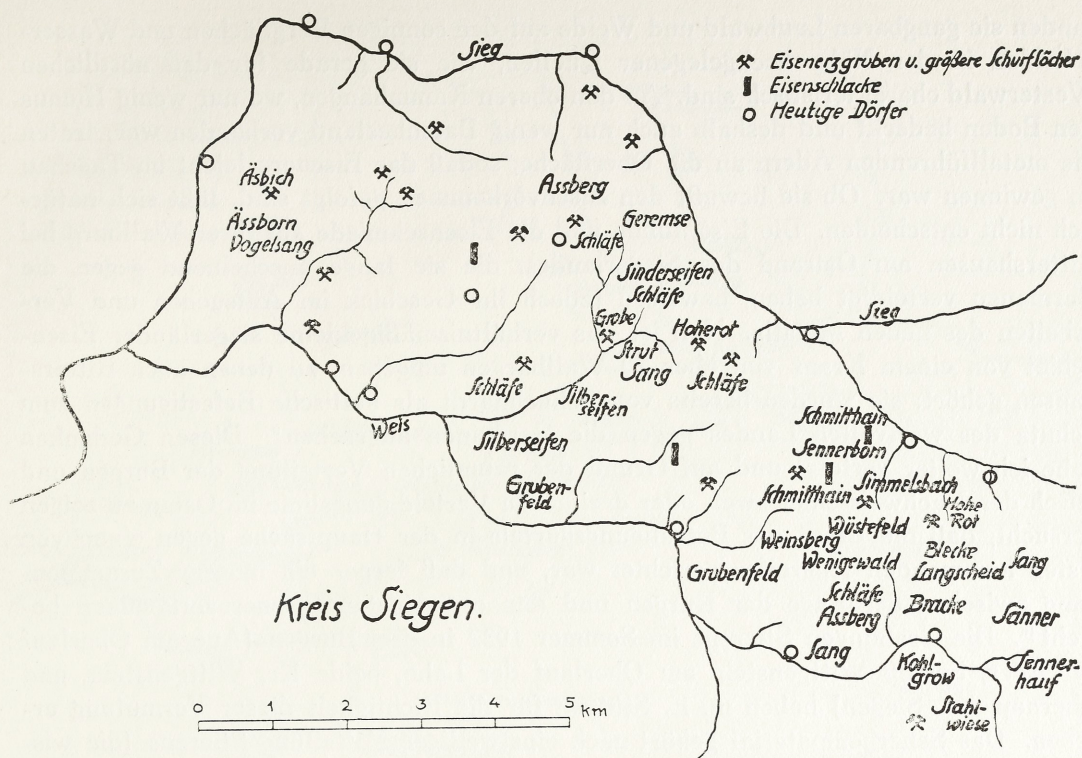
² ebenda.

³ Schumacher, Siedlungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande II. S. 121.

⁴ Dißmann, Siedlungen und Volksdichte im Siegerlande, S. 19, 20.

⁵ Stampfuß, Die jungneolithischen Kulturen in Westdeutschland, S. 202, 206, 214, 222.
Behlen, Nassauische Mitteilungen 1904/5, Spalte 12—14.

⁶ Museum des Siegerlands, Siegen.



Karte 1. Räumliches Zusammentreffen von Flurnamen, die auf Eisengewinnung und Holzköhlerei hinweisen, mit Fundstellen alter gewerblicher Tätigkeit.

nämlich Ackerboden, konnte das Siegerland ihm nicht bieten, und für die reichen Eisenschätze, die es in seinen Bergen verborgen hielt, hatte er noch keine Verwertung.

Die Notwendigkeit, auch innerhalb des rechtsrheinischen Schiefergebirges neues Siedlungsland zu schaffen, trat ein, als in der Späthallstattzeit eine zahlreiche von Westen kommende Bevölkerung, die Träger der wohl keltischen Hunsrückkultur, den Rhein überschritt und für sie kein von Natur offenes, unbesiedeltes Land mehr vorhanden war. Es ist für die nachfolgenden Untersuchungen von Wichtigkeit, darauf hinzuweisen, daß die kleinen Siedlungen dieser Menschen im inneren Hunsrück und aus der Eifel in der Nähe von Bächen und Quellen, häufig am oberen flachen Auslauf saftiger Wiesenbäche lagen⁷, also in ausgesprochener Höhenlage. Schumacher⁸ hat auf Grund von Bodenfunden nachgewiesen, daß ein Zug dieser Hunsrückleute, die zunächst als Hirten und Jäger erscheinen, die aus dem Neuwieder Becken nach Osten über die Höhen des Westerwaldes führenden Kämme auf seinen Wanderungen benutzt hat, die ihn gewissermaßen von selbst zum Quellgebiet von Sieg, Eder, Lahn und Dill geleiteten. Sie kannten schon das Eisen, als sie den Rhein überschritten, und trafen am Ostrand des Neuwieder Beckens auf die Eisenvorkommen, die von dem Mittelpunkt der reichen Eisenerzlager im oberen Sieg- und Dillgebiet an den Nordhängen des Westerwaldes bis zum Unterlauf von Wied und Sayn (die in der Nähe von Neuwied in den Rhein münden) ausstrahlen. Als Jäger und Hirten suchten und

⁷ Schumacher, Nassauische Annalen, 44. Bd. S. 175 ff., 182, 183, 218.

⁸ Schumacher, Prähistorische Zeitschrift. 8. Bd., S. 133 ff.

fanden sie gangbaren Laubwald und Weide auf den sonnigen Bergflächen und Wasserscheiden in der Nähe hochgelegener Quellen, wie sie gerade für den nördlichen Westerwald charakteristisch sind. An den oberen Kammhängen, wo nur wenig Humus den Boden bedeckt und deshalb auch nur wenig Baumbestand vorhanden war, traten die metallführenden Adern an die Oberfläche, sodaß das Eisenerz leicht im Tagebau zu gewinnen war. Ob sie bewußt den Eisenvorkommen gefolgt sind, läßt sich natürlich nicht entscheiden. Die Eisenfunde und die Eisenschmiede auf ihrer Wallburg bei Rittershausen am Ostrand des Siegerlandes, die sie lange anscheinend gegen die Germanen verteidigt haben, beweisen jedoch ihr Geschick im Aufsuchen und Verarbeiten des neuen Metalls. Nun ist das verhältnismäßig kleine siegerländer Eisengebiet von einem Kranz von über 20 Wallburgen umgeben, zu denen auch Rittershausen gehört; sie wurden bereits von Schuchhardt als keltische Befestigungen zum Schutz des wertvollen Landes gegen die Germanen angesehen⁹. Diesen Gedanken habe ich weiter verfolgt und auf Grund der räumlichen Verteilung der Burgen und durch den Nachweis einer zwei- oder dreifachen Verteidigungslinie im Osten zu zeigen versucht, daß die Front des Befestigungsgürtels in der Hauptsache gegen einen von Osten kommenden Angreifer gerichtet war, und daß ferner ein innerer Zusammenhang zwischen der Lage der Burgen und den ergiebigsten Eisenerzvorkommen besteht¹⁰. Die Grabungen Stierens im Sommer 1932 in drei Burgen (Aue am Oberlauf der Eder, Schloß Wittgenstein am Oberlauf der Lahn, beide Kr. Wittgenstein, und Obernau, Kr. Siegen) haben m. E. Stützen für die Richtigkeit dieser Vermutung ergeben. Das Scherbenmaterial gehört nach einstweiliger Mitteilung Stierens (die wissenschaftliche Bearbeitung ist noch nicht abgeschlossen) der jüng. Eisenzeit an und ist damit ungefähr in die Zeit der Rittershauser Funde zu setzen. Ausgesprochen germanische Keramik fand sich nicht. Eine Eisensichel aus der Wallburg von Wittgenstein zeigt auffallende Übereinstimmung mit einer solchen von der Keltenanlage auf der Steinsburg bei Römhild. Aue und Obernau weisen so starke Brandspuren an den Toren auf, daß eine Eroberung sicher ist. Ferner ist der von Schumacher¹¹ angedeutete Zusammenhang zwischen den zahlreichen Eisenschlackenhäufen des Siegerlands und seiner Nachbargebiete und den keltischen Burgenerbauern schon jetzt wahrscheinlich gemacht durch die Untersuchungen der Schlacken. Konnten schon die früheren Schlackenhäufen nach der Art der darin gefundenen Ofenmantelstücke und der zähflüssigen Schlacke von 50 % und mehr Eisengehalt als sehr alt bezeichnet werden, so erlauben kürzlich gefundene zahlreiche Früh- und Spätlatènescherben, die ganz derselben Art sind wie die der untersuchten Wallburgen, mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit die ungefähre zeitliche Gleichsetzung von Wallburgen und ältester Eisenverhüttung¹². Wir dürfen demnach in den keltischen Wallburgenerbauern die ersten Besiedler des Siegerlandes und wahrscheinlich auch die Begründer und ersten Träger der siegerländer Eisenindustrie sehen. Die große Zahl der Burgen, vor allem aber die für Rittershausen nachgewiesene jahrhundertelange Benutzung durch die Kelten¹³ be-

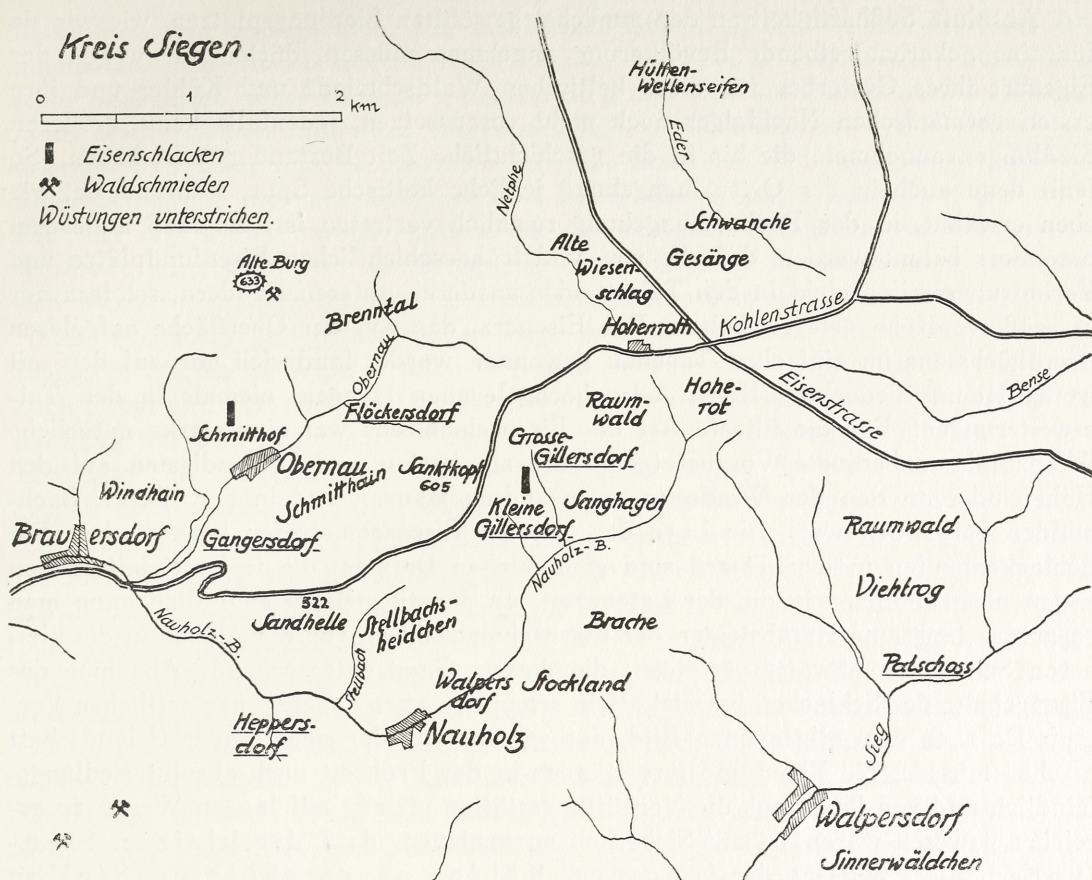
⁹ Schuchhardt, Vorgeschichte von Deutschland, 2. Aufl., 1934, S. 203.

¹⁰ Böttger, Wallburgen, Wege und älteste Eisenindustrie in Südwestfalen, Zeitschrift „Westfalen“, 16. Jahrgang, S. 217 ff.

¹¹ Schumacher, Nassauische Annalen, 44. Bd., S. 203.

¹² Krasa, Frühgeschichtliche und mittelalterliche Eisenschmelzen im Siegerland, Zeitschrift „Siegerland“, 13. Bd., S. 49 ff.

¹³ Kutsch, Der Ringwall auf der Burg bei Rittershausen, Nass. Annalen 47. Bd., S. 1 ff.



Karte 2. Häufung von Wüstungen innerhalb eines heute wieder mit Wald bedeckten Gebiets, in dem Flurnamen auf frühere Waldlichtung hinweisen.

weisen, daß, nachdem einmal die vorzüglichen Eigenschaften des manganreichen siegerländer Eisenerzes für die Herstellung von Stahl erkannt war¹⁴, die Bodenschätze die keltischen Hirten und Jäger festgehalten und seßhaft gemacht haben. Nur ein Jäger- und Hirtenvolk, das sich mit Wald und Weide begnügt, kaum aber ein an fruchtbaren Ackerboden gewohntes Volk war in der Lage, die Ungunst der Lebensverhältnisse im siedlungsfeindlichen Siegerland zu überwinden. Man darf also sagen, daß der die frühe Besiedlung des Landes hindernde Faktor, die ungünstige geographische Lage im waldbedeckten Gebirgsinnern in Höhe bis zu 600 m, ausgeglichen und überwunden worden ist durch zwei fördernde Faktoren, das reiche Erzvorkommen und die Anpassungsfähigkeit der Hunsrückkulturträger. Für die Germanen, die anscheinend erst in der Spätlatènezeit sich zu Herren des Landes machten, kam das Eisengebiet nicht als bauerliches Siedlungsland in Frage — solches stand ihnen anderwärts reichlich zur Verfügung. Auch sie können nur die Bodenschätze angezogen haben, die sie weiterhin genützt haben werden. Von den besiegten Kelten muß ein Teil im Lande geblieben sein; nur so ist auch die Erhaltung der teilweise keltischen Bachnamengebung zu erklären, die ich an anderer Stelle ausführlich erörtern werde.

¹⁴ Quiring, Die Anfänge des Bergbaus im Siegerland, Siegerland, 12. Bd. S. 2 ff.

Absolute Selbsthaftigkeit an den zunächst gewählten Siedlungsplätzen, wie wir sie für eine ackerbautreibende Bevölkerung annehmen müssen, dürfen wir wegen der Eigenart ihres Gewerbes für diese keltischen Waldschmiede und Köhler und ihre ersten germanischen Nachfolger noch nicht voraussetzen, jedenfalls keine größeren Siedlungen annehmen, die bis in die geschichtliche Zeit Bestand gehabt haben. So fehlt denn auch in der Ortsnamengebung jegliche keltische Spur, während sie, wie eben erwähnt, in der Bachnamengebung reichlich vertreten ist. Es muß außerdem besonders betont werden, daß die vor- und frühgeschichtlichen Eisenfundplätze und Verhüttungsstellen nicht in den Tälern oder an deren unteren Rändern, sondern nur in größerer Höhe gelegen haben. Das Eisenerz, das von der Oberfläche aufgelesen oder höchstens im einfachen Tagebau gewonnen wurde, fand sich nur auf den mit wenig Humus bedeckten Höhen oder hochgelegenen Hängen, niemals in den Tal-erweiterungen. Für die älteste Art des Eisenschmelzens war eine starke natürliche Windzufuhr unbedingte Voraussetzung, die am besten und beständigsten auf den Höhen oder an den der Windseite zugewandten Hängen und in den oberen Bachmulden vorhanden war. Die Lage der ältesten Eisenschmelzöfen beweist das. Die Schlackenhaufen in den Tälern sind ganz jungen Datums; die frühmittelalterlichen liegen noch ähnlich wie die der Latenezeit. In günstig gelagerten Fällen kann man sogar das langsame Herabsteigen der Eisenschmelzstätten von den Höhen in die kleineren Schluchten abwärts verfolgen; die diesem Gang entsprechende Abnahme des Eisengehalts der Schlacken beweist allein schon den eben angegebenen zeitlichen Verlauf. Da nach dem allgemeinen Bild, das wir uns von der Siegerländer Urlandschaft machen müssen, die Täler und ihre Ränder in der Frühzeit noch absolut siedlungsfeindlich und von ihnen aus die Verhüttungsstätten oft nur auf langen Wegen zu erreichen gewesen wären, ist mit Sicherheit anzunehmen, daß die kleinen Siedlungen der Waldschmiede und Köhler an geschützten Stellen in der Nähe ihrer gewerblichen Tätigkeit, also in beträchtlicher Höhe, nahe den Wasserscheiden oder in den oberen Talmulden lagen. Übrigens hat auch Schumacher, ohne die von mir dargelegten Zusammenhänge zu kennen, mehrfach darauf hingewiesen, daß die Hütten der Hunsrückkulturleute im Westerwald und im Taunus „nicht unten in oder an den großen Talweitungen, sondern unfern der Höhenwege in der Nähe der Quellen kleinerer Bächlein“ lagen¹⁵.

Ich habe an anderer Stelle ausführlich dargelegt¹⁶, wie die Gewinnung und Verhüttung des Eisens durch den Waldschmied, die Beschaffung des Brennstoffs durch den Köhler und die Weidewirtschaft auf den durch die waldzerstörende Tätigkeit des Köhlers entstandenen Lichtungen sich gegenseitig bedingten und zur Anlage von wahrscheinlich vielen, aber nur sehr kleinen Siedlungen führten, die wieder verlassen werden mußten, wenn die für die damaligen Verhältnisse erfaßbaren Bodenschätze erschöpft waren oder der Wald infolge anhaltenden Raubbaus kein Holz mehr lieferte. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß die vom Köhler geschaffenen Lichtungen zunächst Gelegenheit zum Weidegang gaben und dann den allmählichen Übergang zur Hack-

¹⁵ Schumacher, Nass. Annalen, 44. Bd. S. 179, 190, 194, 197.

¹⁶ Böttger, Die Siegerländer Eisenindustrie und Weidewirtschaft der ältesten Zeit, Zeitschrift „Siegerland“ 6. Bd. S. 2 ff.

u. Alte Eisenindustrie, Holzköhlerei und Weidewirtschaft des Siegerlandes im Lichte der Flurnamen, Zeitschrift „Westfalen“ 17. Jahrgang, Heft 1.

und Pflugkultur ermöglichten. Für ein kleines Gebiet ist die Richtigkeit dieser Annahme bewiesen. Im Forstbezirk Kalteiche, der 500—600 m hohen, schon lange nicht mehr besiedelten Wasserscheide zwischen Sieg und Dill am Südostrand des Siegerlands stellte Behlen zahlreiche vorgeschichtliche Ackerterrassen, den Gebrauch der eisernen Pflugschar und Wohnstätten fest, die beweisen, daß hier „in der späteren Latènezeit bis in die nachchristliche Zeit hinein eine lebhaft Besiedlung geherrscht hat“. Er sagt weiter darüber: „Nicht darüber übrigens, daß schon vor 2000 Jahren Ackerbau mittels der eisernen Pflugschar in Deutschland betrieben ward, muß man sich wundern, sondern darüber, daß dieser Ackerbau in einer zum Ackerbau nicht einmal besonders geeigneten, rauhen Lage und an sogar heute nicht mehr zurückeroberten Stellen im Wald in solch fast erdrückenden Großartigkeit der Ausdehnung nach Raum und Zeit auftritt. Das Vorkommen einer so ausgedehnten Pflugkultur läßt natürlich auf eine massenhafte Eisengewinnung und Verarbeitung schließen“¹⁷. Hier liegt also eine ausgesprochene Höhensiedlung vor, die sich, wenn sie in den großen Zusammenhang, wie er oben geschildert wurde, hineingesetzt wird, deutlich als natürliches Ergebnis darstellt und nicht wie Schumacher¹⁸ noch annahm als Fluchtsiedlung von Bevölkerungsteilen, die durch kriegereische Ereignisse in den schwer zugänglichen Bergwald gedrängt waren. Daß bisher nur an der Kalteiche diese Funde gemacht worden sind, beruht auf dem Zusammentreffen mehrerer günstiger Momente. Zunächst war der glückliche Finder der mit dem Boden seines Reviers ausgezeichnet vertraute und schon früh archäologisch sehr interessierte zuständige Oberförster. Dann ist das Gebiet der Kalteiche nach dem Verlassen der Siedlungen während des Mittelalters mit landesherrlichem Hochwald und auch heute noch mit Staatswald bedeckt, sodaß eine Störung des Bodens ziemlich ausgeschlossen war. Über weite, industrie- und höhensiedlungsverdächtige Gebiete des übrigen Eisengebiets erstreckt sich dagegen seit vielen Jahrhunderten Hauberg, der durch die Eigenart seiner Bewirtschaftung (Hack- und Brennkultur) der Erhaltung von Ackerbauohnspuren sehr abträglich ist; zudem fehlte es an dem nötigen Interesse und Verständnis, da der Begriff „Höhensiedlung“ doch zu absurd erscheinen mußte. Es ist deshalb anzunehmen, daß das, was für die Kalteiche gilt, auch für andere, die gleichen Voraussetzungen aufweisenden Gebiete des Siegerlands zutrifft.

Solange es an einschlägigen Bodenuntersuchungen und Funden fehlt, sind wir allerdings nur auf Rückschlüsse aus geschichtlicher Zeit angewiesen. Solche Möglichkeit bietet zunächst die vergleichende Flurnamenforschung. In dem oben erwähnten Aufsatz in der Zeitschrift Westfalen¹⁹ habe ich gezeigt, wie die auf alte Eisengewinnung hindeutenden sinder- und schmitt-Flurnamen und die auf Holzköhlerei hinweisenden Kohl- und grow-Flurnamen zusammen mit den Fundstellen alter gewerblicher Tätigkeit (Schlackenhaufen, alte Schürfstellen, schwarze, unter dem heutigen Boden liegende Kohlenmeilererde) sehr häufig vergesellschaftet sind mit Flurnamen, die sich beziehen auf völlige oder teilweise Lichtung des Waldes (rot, sang, schwand, brand, licht, bleck, wenig, Raumwald), auf Weidewirtschaft (Kuhstälchen, Rindhagen, Viehtrift, Schläfe, Hude, Weide und Bildungen mit as, senne, winne u. a.), in einigen Fällen auch auf primitiven Ackerbau (Brache).

¹⁷ Behlen, Mitteilungen des Vereins für Nassauische Altertumskunde, 1903/4, Spalte 80 und 20 ff.

¹⁸ vgl. Anmerkung 4.

¹⁹ vgl. Anm. 16.

Karte 1 zeigt ein solches räumliches Zusammentreffen auf einem 8 km langen und 2—3 km breiten, durchweg über 400 m hohen Bergrücken zwischen dem Oberlauf von Sieg und Weiß, wobei zu beachten ist, daß nur die mir zufällig bekannt gewordenen Eisenschlackenhaufen eingezeichnet sind. Die Ergebnisse dieser vergleichenden Flurnamenforschung beweisen, daß im Mittelalter, bis wohin wir aus sprachlichen und andern Erwägungen und auf Grund urkundlicher Unterlagen die Flurnamen ohne Bedenken zurückdatieren können, da wo Köhler und Waldschmied tätig waren, größere Waldlichtungen entstanden sind, die der Weidewirtschaft und teilweise dem Ackerbau dienten.

Nun ist nicht anzunehmen, daß jede größere Waldlichtung ihren sprachlichen Ausdruck in einem entsprechenden Flurnamen gefunden hat, sodaß wir also für jene Zeit mehr waldentblößte oder waldarm gemachte Gebiete voraussetzen dürfen als durch Flurnamen belegt sind. In fast allen Fällen der oben erwähnten auf Eisenverhüttung hindeutenden Flurnamen ist der Grund und Boden seit langem wieder mit Hoch- oder Niederwald (Hauberg) bedeckt. Für dieses durch Flurnamen erschlossene offene Gelände ergibt sich also dasselbe wie für das von Behlen festgestellte, in noch früherer Zeit waldarm gemachte Gebiet: es hat wieder sein ursprüngliches Waldkleid angelegt und läßt nicht ahnen, daß es einst für längere Zeit Mensch und Vieh Nahrungsmöglichkeit gewährt hat. In nicht wenigen Fällen konnten innerhalb solcher Gebiete kleine Wüstungen nachgewiesen werden. Karte 2 zeigt die Häufung von Wüstungen in einem mit den genannten Flurnamen durchsetzten, 450—650 m hohen, heute wieder mit Wald bedeckten, siedlungsfeindlichen Gelände in der Nähe der Sieg- und Ederquelle.

Ein Vergleich der Karten 3 und 4, die die Wohnplätze um 1400 und 1900 wiedergeben, veranschaulicht die große Veränderung in der Lage der Siedlungen. Von den fast 200 Wohnplätzen, die um 1400 vorhanden waren, bestehen heute noch rund 120; von den übrigen, etwa 75 Orten, von denen die große Mehrzahl spätestens am Ende des Mittelalters ausgegangen ist, liegen, abgesehen von den wenigen Wüstungen, die sich in der Nähe der größeren Orte finden und von diesen aufgesogen worden sind, die meisten im heutigen Waldgebirge, z. Tl. in beträchtlicher Höhe.

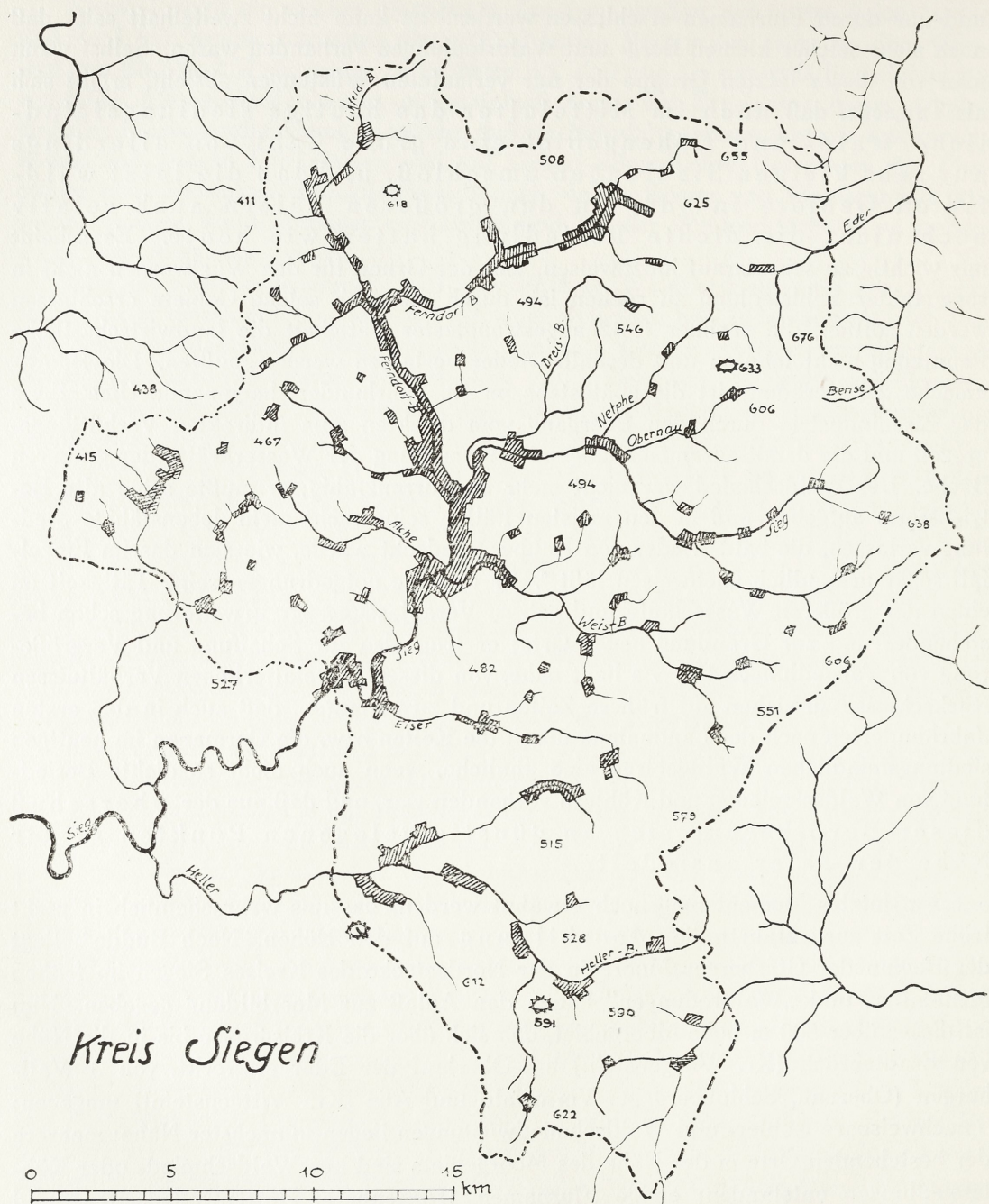
Man könnte nach Analogie anderer Gegenden annehmen, daß die Mehrzahl der später wüst gewordenen Siedlungen das Ergebnis einer großzügigen Rodung in der Zeit des inneren Landesausbaus sei; es ist aber nicht einzusehen, warum in einer Zeit, wo in niederer, landwirtschaftlich und klimatisch günstigerer Lage noch viel Gelände zur Besiedlung zur Verfügung stand, man eine derartige umfangreiche Rodung des Waldgebirges vorgenommen haben sollte. Ausschlaggebend für die richtige Beurteilung scheint mir das völlige Fehlen von auf Rodetätigkeit hinweisenden Bezeichnungen in den Namen der 75 Wüstungen zu sein. Nur ganz wenige von ihnen können nach ihrer Lage ganz oder hauptsächlich landwirtschaftlichen Zwecken gedient haben; die meisten sind Köhler- und Waldschmiedsiedlungen gewesen. Sie liegen meist da, wo Eisenerz im Tagebau gewonnen werden konnte, wo sich umfangreiche, hochprozentige Eisenschlacken finden und Flurnamen auf alte Eisenverhüttung schließen lassen, oder endlich, wo weithin Spuren von ausgedehnter Holzkohlenerzeugung nachzuweisen sind. Diese Wüstungen dürfen als die letzten Zeugen einer dichten Besiedlung des eisenerz- und holzkohlenreichen Waldgebiets angesehen werden. Viele von ihnen sind urkundlich nicht belegt

und nur durch Flurnamen erschlossen worden. Es kann nicht zweifelhaft sein, daß noch mehr solcher kleinen Berg- und Waldsiedlungen vorhanden waren. Selbst wenn man von dieser letzten Gruppe der nur vermuteten Wüstungen absieht, ergibt sich als Tatsache, daß noch im Mittelalter das heutige siedlungsfeindliche Wald- und Höhengebiet eine große Zahl von allerdings nur sehr kleinen Siedlungen umschloß, und daß die jetzt waldfreien Gebiete in oder an den größeren Tälern auch relativ noch nicht die dichte Besiedlung hatten wie heute. Es scheint mir wichtig zu sein darauf hinzuweisen, daß der Grund für das Wüstwerden nicht in sogenannter Fehlsiedlung zu suchen ist, durch die auch solche Gebiete erschlossen werden sollten, die nachher trotz angestrengtester Tätigkeit die landwirtschaftliche Benutzung nicht lohnten und deshalb wieder verlassen werden mußten. Die Hauptursache der Verödung ist die spätestens im 13. Jahrhundert beginnende Umstellung der Eisenindustrie durch den Übergang vom direkten zum indirekten Verhüttungsprozeß und die damit zusammenhängende Ausnutzung der Wasserkräfte der größeren Bäche. Der Waldschmied war nicht mehr konkurrenzfähig; er mußte seine alte Betriebsform aufgeben und in den meisten Fällen seine nicht mehr lebensfähige Siedlung verlassen, die bald wieder von Hauberg bedeckt wurde, wie sich das im Einzelfall sogar urkundlich nachweisen läßt²⁰. Er verlegte notgedrungen seine Tätigkeit an einen der größeren Wasserläufe und gab so Veranlassung zur Erweiterung schon bestehender und zur Gründung neuer Orte; er trug also zur Schaffung und Vergrößerung von Talsiedlungen bei. Es liegt nahe, von diesen mittelalterlichen Verhältnissen Rückschlüsse zu ziehen auf frühere Zeiten und zu vermuten, daß auch in den ersten Jahrhunderten nach der Landnahme durch die Kelten bzw. die Germanen im heutigen siedlungsfeindlichen Waldgebirge eine ähnliche, wenn auch nicht so dichte Besiedlung von Waldschmieden und Köhlern vorhanden war, und daß nur der Überschuß dieser Bevölkerung sich an günstig gelegenen Punkten in der Nähe der Täler ansiedelte.

Ein letztes Moment mag noch erwähnt werden, das uns wahrscheinlich in recht frühe Zeit zurückführt: die Moorbildung auf den Höhen. Nach Budde²¹ liegt der Beginn der Ginsberger Moore in der Nordostecke des Kreises Siegen im frühen Mittelalter, und „Waldrodungen“ haben den Anlaß zur Moorbildung gegeben. Nun ist dieses über 500 m hohe Moorgebiet, das sich über die Kreisgrenze bis in die Nähe von Erndtebrück (Kr. Wittgenstein) am Oberlauf der Eder erstreckt, von 3 Wallburgen (Oberнау, Schloßberg bei Vormwald und Aue [Kr. Wittgenstein]) umgeben; 5 nachweisbare Köhler- und Waldschmiedwüstungen liegen in nächster Nähe; mehrere der bestehenden Orte in der Nähe des Moorgebiets sind aus Waldschmied- oder Köhlersiedlungen entstanden; einige Flurnamen (Hüttenberg, Hüttenwellenseifen) und Erzvorkommen deuten mit Bestimmtheit auf gewerbliche Tätigkeit. Ähnlich liegen die Verhältnisse bei zwei weiteren Moorgebieten: Dornbruch, an der Nordgrenze des Kreises, 450—500 m hoch, alte Eisengewinnung, Wallburg, mehrere Wüstungen, und

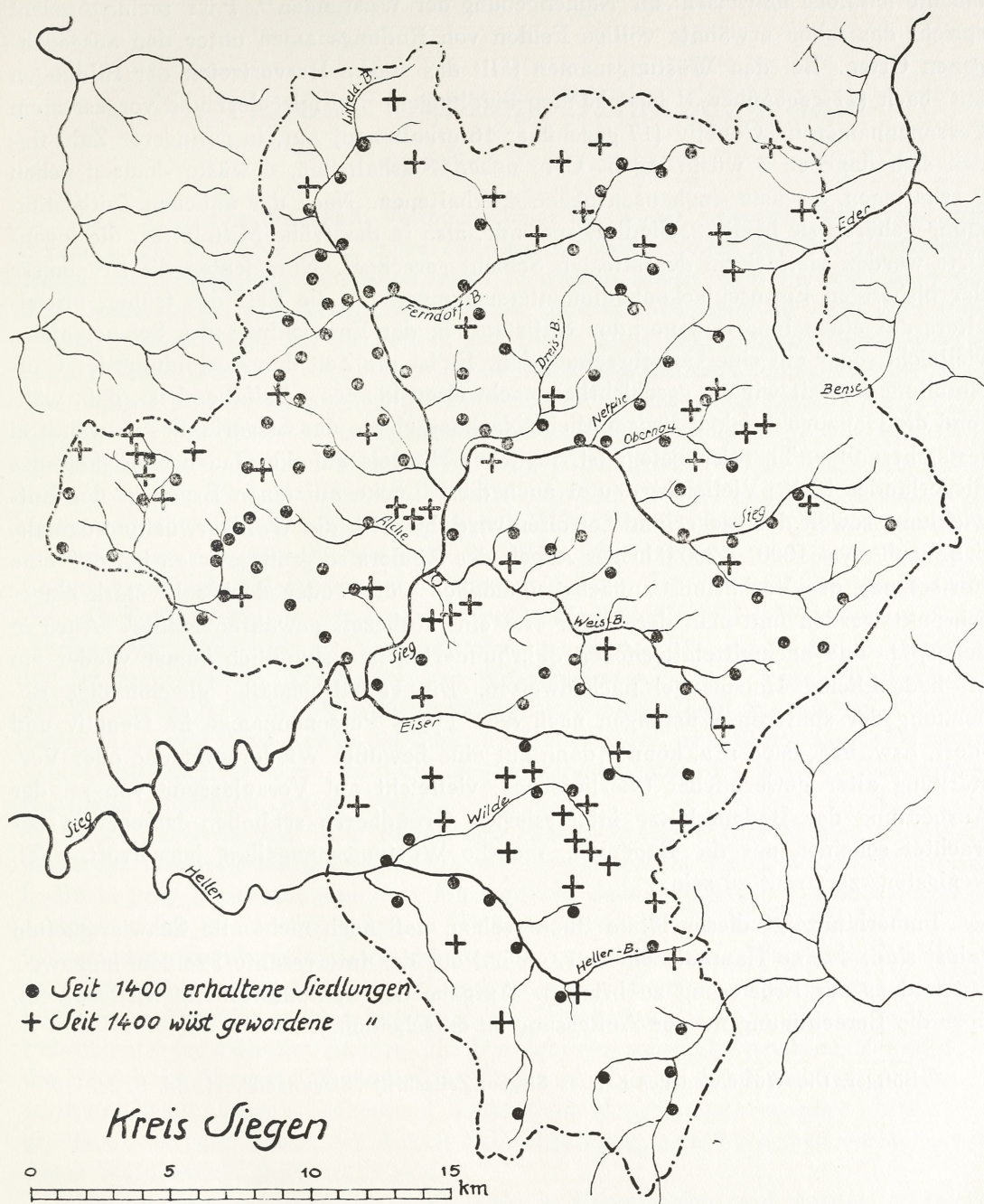
²⁰ Böttger, Die Wüstungen des Kreises Siegen, Zeitschrift „Siegerland“ 11. Bd. S. 45 unter Nr. 36 Homelinghausen.

²¹ Budde, Pollenanalytische Untersuchungen. Verhandlungen des Naturhistorischen Vereins der preußischen Rheinlande und Westfalens, 85. Jahrg., S. 98 ff.



Karte 3. Wohnplätze um 1400.

bei Lippe an der Südgrenze des Kreises, über 500 m hoch, 2 Wallburgen, reiche Eisenerzlager und viele einschlägige Flurnamen und zwei nachweisbare Wüstungen. Was Budde als „Waldrodung“ ansieht, dürfte also weiter nichts sein als das Ergebnis der jahrhundertlangen waldzerstörenden Tätigkeit der Köhler. Ist es ein Zufall, daß alle Hochmoore des Siegerlandes sich in so engem räumlichen Zusammenhang mit



Karte 4. Wohnplätze um 1900.

Wallburgen finden? Ist die Annahme erlaubt, daß die Ursachen der Moorbildung bis in jene Zeiten zurückreichen, wo diese Burgen von ihren keltischen Erbauern errichtet oder benutzt wurden?

Auf einen möglichen Einwand, der gegen meine Auffassung von der allgemeinen Verbreitung der Höhensiedlungen in der ältesten Zeit erhoben werden kann,

möchte ich noch hinweisen: die Namengebung der Wüstungen²². Für meine Ansicht spricht das schon erwähnte völlige Fehlen von Rodungsnamen unter den ausgegangenen Orten. Bei den Wüstungsamen fällt das starke Hervortreten der Bildungen mit -bach (21 gegenüber 31 bestehenden Siedlungen) und mit -dorf und vorgesetztem Personennamen im Genetiv (17 gegenüber 16 erhaltenen) auf; in geringerer Zahl finden sich daneben 3 wüste ingen- Orte neben 1 erhaltenen, 4 wüste -hausen neben 9 erhaltenen, 5 wüste -inghausen neben 4 erhaltenen. Nach der üblichen Zeitbestimmung gehören sie in die 2. Siedlungsperiode, also in das frühe Mittelalter; die ingen-Orte werden vielfach zu der ältesten Schicht gerechnet. Nun deuten die Ergebnisse der bisherigen Eisenschlackenhaufenuntersuchungen für die Zeit des frühen Mittelalters auf einen lang andauernden Stillstand in der Entwicklung des Schmelzofens, vielleicht sogar auf eine Unterbrechung hin. Es ist die Zeit der Ausbildung der Gaueinteilung, soweit wir sie geschichtlich nachweisen können. Auffallend ist, daß, während die Gauzugehörigkeit für sämtliche Nachbargebiete des Siegerlandes einwandfrei feststeht und z. Tl. reich belegt ist, jeglicher Hinweis auf die Gauzugehörigkeit des Siegerlandes fehlt. Vielleicht deutet auch diese Lücke auf einen Bruch in der Entwicklung, soweit das Siegerland betroffen wird, hin. Ob die Waldverwüstung damals, d. h. nach etwa 1000—1200 jähriger Arbeit des Köhlers so groß gewesen ist, daß eine Fortsetzung der Verhüttung zunächst unmöglich würde oder doch sehr stark eingeschränkt werden und man der Natur erst eine Ruhezeit gewähren mußte? Auch in den spät- und nachmittelalterlichen Jahrhunderten ist urkundlich immer wieder ein oft bedenklicher Holzmangel nachzuweisen. Die verhältnismäßig gleichmäßige Benennung der späteren Wüstungen nach dem Typus Personennamen im Genetiv und -dorf, bzw. mit -bach u. a. könnte dann auf eine bewußte Wiederaufnahme oder Verstärkung alter gewerblicher Überlieferung, vielleicht auf Veranlassung von an der Ausbeutung der Bodenschätze interessierten Grundherrschaften schließen lassen. So betrachtet scheinen mir die Bedenken, die die Wüstungsmangelung hervorruft, z. Tl. wenigstens zerstreut zu sein.

Immerhin zeigt dieser letzte Punkt schon, daß noch nicht alle Schwierigkeiten gelöst sind. Meine Hauptabsicht war, einmal auf das interessante Problem hinzuweisen und es zur Erörterung zu bringen. Aufgabe der Spätforschung wird es sein, über die Berechtigung meiner Auffassung zu entscheiden.

²² Böttger, Die Wüstungen des Kreises Siegen, Zeitschrift „Siegerland“, 11. Bd. S. 2 ff.

Hügelgräber auf dem Buhn bei Vlotho

Von Friedrich Langewiesche

Zwei Kilometer unterhalb Veltheims biegt die Weser zwischen Erder und Möllbergen scharf südwärts in ein enges Tal, das auf beiden Seiten von schön bewaldeten Höhen aus Keupergestein umrahmt wird. In weitem Bogen fließt sie heute an Vlotho und Rehme vorbei zur Weserpforte hin. In Urzeiten aber ging ihr Lauf über Möllbergen nordwestwärts auf Vennebeck zu. Durch diese ehemalige Flußrinne und die heutige Weser wurde so ein breiter Block des Keupergesteins herausgeschnitten, der Buhn, der wie eine hochragende Insel über den Niederungen ringsum sich erhebt. In 149 bis 169,7 m Meereshöhe erstrecken sich auf seiner Höhe mehrere Quadratkilometer fruchtbaren leichten Lehmboodens. Obwohl die leicht wellige Hochfläche durchaus für den Ackerbau geeignet ist, herrschte dort im 19. Jahrhundert noch der Wald; er bedeckt auch heute noch einen großen Teil des Buhns. Auf die Höhen trieben die Bauern unten aus den Dörfern bloß ihr Vieh. Nur vereinzelt deuteten Spuren im Boden, hie Handmühlensteine und Scherben des 10. Jahrhunderts, da ein Brunnen, dort ein Feldbackofen in der Lehmböschung auf mittelalterliche Siedelungen hin, sie scheinen aber keinen langen Bestand gehabt zu haben. Erst als in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts die Bevölkerung der Weserdörfer zunahm und im fruchtbaren Tal der Weser, die in 45 bis 49 m Meereshöhe den Buhn umfließt, nicht mehr Ackerland genug fand, erst dann wuchs die Zahl der Gehöfte auf dem Buhn, aber es entstand kein selbstständiges Dorf, sondern die Siedelung wurde ein Ortsteil des mehrere Kilometer entfernten Dorfes Uffeln.

Aber nun fand man beim Roden und Ackern immer wieder Waffen und Werkzeuge der jüngeren Steinzeit. Manche hat der verstorbene Heimatforscher Mosebach in Bückeburg gesammelt und dem Museum auf dem Amtshausberge bei Vlotho geschenkt, einige kamen durch Lehrer Wefelmeyer ins Mindener Heimatmuseum. Vor Jahrzehnten schon konnte ich mit dem inzwischen verstorbenen Waldhüter Hildebrand und neuerdings mit freundlicher Hilfe des Lehrers Wefelmeyer im ganzen 13 Grabhügel feststellen, die meisten zwischen dem Twielenborn und der Egge, der scharfen Felsenkante des östlichen Hanges. Ihr Durchmesser schwankt zwischen 15 und 42 m, die Höhe beträgt meist 0,70 bis 0,80 m. Leider werden sie durch den heutigen Betrieb stark gefährdet. Einer ist schon vor Jahren beim Hausbau ganz zerstört worden. Der größte wurde beim Ebnen des Ackers halb abgetragen, nur 3 scheinen vorläufig noch durch Waldbestand gesichert zu sein.

Drei andere Hügel (Nr. 2, 3, 4) lagen in einem Acker und wurden alljährlich durch den Pflug stark beschädigt. Darum entschlossen wir uns, sie zu untersuchen; im Jahre 1932 Nr. 4 und im Jahre 1933 Nr. 3 und 2, jedesmal nach der Ernte (vgl. Ausschnitt aus dem Meßtischblatt auf Taf. 23 Abb. 1).

Alle drei waren äußerlich zwar ziemlich gleich, aber im Innern von verschiedener Bauart. Der zuerst untersuchte (Nr. 4) maß 22 m im Durchmesser bei 0,80 m Höhe. Er war wie die beiden anderen aufgeschüttet zu einer Zeit, als offenbar noch ringsum der helle gelbliche Lehmbooden zutage lag. Erst lange nachher hat die dunkle

Humusschicht darüber sich gebildet. Nur wenige, kaum datierbare Scherben fanden sich zerstreut darin, dazwischen hie und da Spuren verbrannten Holzes. Vor allem aber barg er eine annähernd rechteckige, nur an den Ecken leicht gerundete Steinsetzung von 2,50 m Länge und 1,60 m Breite. Sie lief nahe der Mitte des Hügels etwa von Nordwest nach Südost und zwar hauptsächlich durch das südwestliche Viertel des Hügels. Die Steine waren von mittlerer Größe, die Randsteine standen hochkant, die Decksteine lagen annähernd wagerecht oder waren schräg abgesunken. Darüber lagen verstreut kleine Reste verbrannter Knochen und Holzkohlenbröckchen. Nur an einer Stelle an einem etwas größeren Steine (ungefähr 0,50 m lang) und in den Fugen neben ihm zeigte sich soviel, daß man an eine Brandbestattung denken dürfte. Auch ein kleiner Rundscher aus Feuerstein kam zutage. Außen an der Südseite und an der Nordseite der Steinsetzung zeichnete sich geradlinig ein schmales dunkles Band im hellen Erdreich ab, augenscheinlich die Spur einer Holzeinfassung. Nach Abräumung der Decksteine gelang es uns, im Innern die Spuren von zwei unverbrannt bestatteten aber völlig vermoderten Leichen noch so deutlich frei zu legen, daß sie photographiert werden konnten; die größere maß vom Fußende bis zum Scheitel 1,68 m.

Hügel Nr. 3 (Taf. 23, 3) hatte bei annähernd gleicher Höhe einen Durchmesser von 18 m. In ihm stand eine viel größere Steinsetzung, die anfänglich nach dem Abdecken des Erdreichs ziemlich regellos aussah. Als wir aber die kleineren losen Steine abräumten, entwirrte sich das Bild. Es waren in Wirklichkeit zwei Steinsetzungen: die nördliche war derjenigen aus Hügel Nr. 4 ähnlich, nur etwas größer, ein abgerundetes Rechteck von etwa 3 mal 2,50 m in der Richtung von Südwest nach Nordost; über ihm lag der Scheitelpunkt des Hügels. Die südliche, ein längliches Rund von 4 mal 2,20 m, in der Richtung von Nordwest nach Südost schloß sich eng an die Südseite der ersten an, infolgedessen war sie da auch ziemlich geradlinig. Ihre Steine standen hochkant schräg nach innen geneigt und waren fast dachziegelartig fest aneinander gelegt, so daß die inneren Steine durch die äußeren förmlich festgekeilt wurden. Über und unter den Steinen lagen bei beiden Steinsetzungen wieder geringe Reste von Holzkohle und Knochen verstreut, und um die nördliche, südliche und westliche Außenseite zog sich ein unregelmäßig breites Band schwarzer Brandreste. Auf den Steinen der nördlichen Steinsetzung fanden wir wieder einen kleinen Rundscher aus Feuerstein, in der südlichen eine geflügelte Pfeilspitze aus Feuerstein (s. Taf. 23, Abb. 2). Leider hat in der Abenddämmerung eine alte Frau, wohl verführt durch die Behauptung eines ungebeten Wünschelrutengängers (er habe einen Ausschlag wie bei Gold verspürt), 44 Steine mit Gewalt herausgerissen. Natürlich hat sie nichts gefunden, aber trotz aller Mühe konnten wir nun im Innern keine Spur von Bestattung aufdecken. Zweifellos haben jedoch beide Steinsetzungen solchem Zwecke gedient. Die breite Brandspur an der Außenseite deute ich auf ein reinigendes sühnendes Feuer bei der Totenfeier.

Ungefähr an der Nordseite der südlichen und an der Südseite der nördlichen Steinsetzung waren je zwei Steine in 14 bzw. 19 cm Abstand senkrecht gestellt; die dunkle Erdschicht zwischen ihnen zeigte an, daß dort Holzpfähle festgekeilt gewesen waren.

Dem ganzen Befunde nach stelle ich die Hügel Nr. 4 und 3 in die Übergangszeit von der Stein- zur Bronzezeit.

Ganz in die Bronzezeit gehört Hügel Nr. 2. Er hatte bei 0,70 m Höhe einen Durchmesser von 20 Metern. In der Mitte stand auf dem gewachsenen Boden eine

Urne mit Brandbestattung nebst einem kleinen Beigefäß darin und einer umgestülpten Schüssel als Deckel darüber (s. Taf. 23, Abb. 2). Auch neben der Urne lag noch ein Häuflein verbrannter Knochen. In etwa 5 m Abstand aber zog sich westwärts ein Halbrund von 11 kleinen Brandstellen; sie hatten offenbar zur Totenfeier gedient, als die Urne noch frei stand, also ehe der Hügel aufgeschüttet wurde.

Eigenartig ist der Umstand, daß auf dem Buhn zwar eine Anzahl Waffen und Werkzeuge der jüngeren Steinzeit gefunden wurden, aber außer den Gefäßen des Hügels Nr. 2 nichts aus der Bronzezeit. Dagegen fand sich an seinem Fuße bei Vlotho im Weserkies ein schönes Bronzeschwert (jetzt im Staatl. Museum für Vor- und Frühgeschichte, Berlin, unter Ik 43) und auf der anderen Seite der eingangs erwähnten Flußrinne bei Holzhausen an der Sorta ein umfangreicher bronzezeitlicher Friedhof, aus dem eine Anzahl Gefäße, ein bronzenes Tüllenmesser, ein Rasiermesser und eine sehr schöne schildförmige Gewandspange ebenfalls nach Berlin gekommen sind, andere Gefäße nach Minden und Bückeburg. Bronzezeitliche Waffen aus Hausberge an der Porta befinden sich in Münster. Es scheint also fast, daß schon in der Bronzezeit die Besiedelung auf dem Buhn aufgegeben und nur noch anfänglich die Toten nach alter Sitte dort bestattet wurden. Vielleicht hing das mit dem tieferen Einschneiden des Flußbettes und dadurch bewirkter Entsumpfung der Talaue oder mit lang anhaltender Trockenzeit zusammen.

Die steinzeitliche Siedelung vermute ich beim Twielenborn, wenigstens fanden wir dort beim Begehen des Geländes sofort einen hübschen Feuersteinschaber.

Die nächsten Hügel ähnlicher Bauart finden sich links der Weser an der lippischen Grenze nordöstlich vom Bornstapel, sie ziehen sich durch das Lipper Land bis in den Kreis Höxter hinein.

Ein römisches Steinfragment im Heidenturm von Ibbenbüren?

Von Helmut Schoppa

In der vorgeschichtlichen Abteilung des Westfälischen Landesmuseums befindet sich als Leihgabe des Heimatvereins Ibbenbüren das auf Taf. 24, 2 wiedergegebene Gesimsfragment. Es war bis vor einigen Jahren in einen mittelalterlichen Befestigungsturm in Ibbenbüren, den sog. Heidenturm, eingemauert. Dieser Heidenturm war der Hauptbestandteil eines durch Sümpfe und Wassergräben gesicherten Erdwerkes auf der Erdmühle bei Ibbenbüren, die unmittelbar an das Haus Grone grenzt. Die Burg wird urkundlich zuerst im Jahre 1189 erwähnt: *Moliendum in Ybbenbure et castrum in Ybbenburen cum fossato et stagnis et ipsum cingunt et muniunt* (Westf. Urkb. II 200 Nr. 487); ihre Erbauung dürfte erst nach der Gründung von Ibbenbüren um das Jahr 1140 erfolgt sein. Von dem damaligen Bergfrit, dem jetzigen Heidenturm, steht nur noch ein Stumpf seines Kernwerkes, von dem die Außenhaut aus Hausteinen entfernt ist. Dieses Kernwerk besteht aus unbearbeiteten, mit viel Mörtel eingestampften Steinbrocken. Unser Fragment war bislang der einzige bearbeitete Stein unter dem Füllmaterial des Kernwerkes (vgl. Taf. 24, 1)¹.

Außer geringfügigen Beschädigungen ist das Stück gut erhalten, nur ist es der Länge nach gespalten und ungefähr die Hälfte ist verloren gegangen. Die Unterseite ist wohl geglättet, sein oberer Teil steigt pyramidenförmig an. Das Profil ist einfach: über einer Hohlkehle sitzt ein nicht sehr zierlich gearbeiteter Eierstab, auf dem sofort die Deckplatte liegt. Der durch den ganzen Stein gehende Bruch zeigt im Durchschnit auch einen steinernen, mit Mörtel befestigten Dübel.

Nach den Fundumständen ist eine mittelalterliche Arbeit ausgeschlossen. Denn eine Verwendung von antiken Formelementen, die in der Renaissance durchaus möglich wäre, ist für die karolingische oder ottonische Zeit in dieser klaren Bildung für Norddeutschland wohl nicht zu belegen. Vergleichsmaterial für den Anfang des 11. Jahrhunderts liegt in der Münsterkirche in Essen und in der Michaelskapelle in Fulda vor. Die Säulen der oberen Nebenempore des Westwerks in Essen tragen ionisierende Kapitelle, mit einem Eierstab geschmückt. Aber seine Form wird von einem durchaus unantiken Geist bestimmt, vor allen Dingen erkennt man, daß es sich nur um Reminiszenzen an die Antike handelt: die Eier sind sehr flach, und die Umrahmung springt stark hervor, es fehlen die Spitzen zwischen den einzelnen Eiern (Wilhelm-Kästner, Das Münster in Essen Tf. 7; ähnlich bei einem romanischen antikiisierenden Kompositkapitell im Provinzialmuseum Trier, S. T. 7142). Bei einem ottonischen Volutenkapitell, das jetzt ein gotisches Weihwasserbecken trägt, sind die Eier volle Ellipsen, die Zwischenglieder oben und unten sind zu Schlaufen umgebildet (Wilhelm Kästner Tf. 8)². Ebenso ist bei dem antikisierenden Kompositkapitell der Michaelskapelle in Fulda der Eierstab mißverstanden. Hier wird nämlich das Zwischenglied, das als Stäbchen in ein Dreiblatt ausläuft, ebenso wie das Ei von einer Rahmung umfaßt (Effmann, Die karolingisch-ottonischen Bauten in Werden, Abb. 71). All diese Formen ottonischer Zeit unterscheiden sich sehr stark von der klaren Bildung des Eierstabes auf unserem Fragment. noch wichtiger ist aber, daß seine Erklärung als mittelalterliches Baustück sehr schwierig ist. Ein Pfeilerkapitell — was allein möglich wäre — dürfte nicht die pyramidenförmige Abdachung haben, da auf ihm sogleich der Gurtbogen aufsitzen müßte³.

Unseres Erachtens kann das Gesims nur die Bekrönung eines kleinen römischen Grabaltars gewesen sein, und, wie wir annehmen, eines Grabcippus. Dafür spricht der Umstand, daß das Stück gesondert gearbeitet ist. Wahrscheinlich war unter ihm in den Schaft des Altärchens die Aschenurne eingesetzt⁴. Derartige Grabaltäre sind über das ganze römische Reichsgebiet verbreitet, man findet sie in der Hauptstadt, Gallien, den Rheinlanden und in Pannonien und Noricum. Nur ist das Gesims meist wie bei einem Götteraltar gestaltet, mit den gebräuchlichen Wülsten an den Seiten, oft auch mit einem Giebelchen⁵. Das hindert nicht, daß manchmal recht unorganisch ein Pinienzapfen aufgesetzt wird, was sich zuerst in Oberitalien, dort auf einer alten etruskischen Sitte fußend, belegen läßt⁶. Seltener ist die pyramidenförmige Abdachung mit einer Bekrönung⁷. Erst eine etwas barocke Abwandlung des Typus wird häufiger: eine steile Pyramide, konkav geschwungen, in einen Pinienzapfen endigend. Seine monumentalen Vertreter sind die prunkvollen Grabmäler des Moselgebietes in der Art der Igeler Säule⁸. In kleinerem Ausmaße trifft man sie hie und da, etwa bei einem Grabaltar in Seebruck (Schober, Die römischen Grabsteine in Noricum und Pannonien Nr. 320) oder bei einem Stück aus Pola (ArchEpMitt. aus Österreich XVI 12, Abb. 25)⁹. Die eigenartige Sitte, das Grabmal mit einem Pinienzapfen zu bekrönen, hängt sicher mit dem antiken Mysterienglauben und dem Bacchuskult zusam-

men, wobei der Zapfen als ein Symbol der Unsterblichkeit zu werten ist¹⁰. Ähnliche Ideen liegen auch dem Brauch zugrunde, auf den Altar die Büte des Verstorbenen zu stellen. Beispiele finden sich in Gallien, dort wohl auf die uralte Vorstellung des Menhirsteines zurückgehend¹¹; etwas modifiziert wird der Gedanke in Pannonien, wo für die Büste ein Medaillon mit dem Brustbild des Verstorbenen eintritt (Beispiele bei W. Schmid, 15. BerRGK. 1923/24, 232). Auch bei unserem Stück war, wie der Dübel beweist, ein Aufsatz vorhanden; wir werden uns für einen Pinienzapfen entscheiden, da das Porträt doch nur in eng begrenzten Gebieten zu finden ist.

Das einfache Profil empfiehlt eine Datierung in frühe, wohl noch augusteische Zeit. Die weitere Entwicklung führt zu einer Vielheit der einzelnen Teile, bei ornamentierten Stücken verbunden mit einer Überladung durch Schmuckelemente. Zum Vergleich möge ein Grabaltar augusteischer Zeit in Athen (Altmann, Röm. Grabaltäre Abb. 3) dienen, dessen Gesims, nur viel feiner in der Durcharbeitung, ebenso wie bei unserem Stück aufgebaut ist. Als Gegenbeispiel zeigt ein Altar im Lateran (Altmann Abb. 111) das unruhige Profil und den Reichtum des Ornaments in flavischer Zeit. Auch provinzielle Stücke lassen erkennen, daß man sich nicht mehr mit der Abfolge Hohlkehle — Wulst — Deckplatte begnügt, sondern dazwischen noch andere Stufen einschaltet¹². Auch die Bildung des Eierstabes führt in augusteische Zeit. Auf einer nur wenig späteren Basis im Vatikan (Gusman, L'Art décorative de Rome II Tf. 95) ist der konvexe Teil des völlig gleichen Gesimses ebenfalls mit einem Eierstab geschmückt, dessen Form denselben Stil aufweist. Die einzelnen Glieder sind gedrunken, der sie umrahmende Streifen ist überall von gleicher Stärke, der Einschnitt zwischen Ei und Rahmung ist nicht zu tief und nicht zu breit. Schon in flavischer Zeit streckt sich die Rundung zur Ellipse, das Ei wird durch die kräftige Schattenwirkung des größer gewordenen Zwischenraumes plastisch hervorgehoben, die Umrahmung verbreitet sich nach oben. Beim trajanischen Eierstab ist ihre einheitliche Führung unterbrochen, so daß das sehr lang und schmal gewordene Ei von zwei nicht mehr zusammenhängenden Kreissegmenten begleitet wird¹³.

Ein Grabaltar augusteischer Zeit in Westfalen! Die Fragen, die solch ein Monument aufwirft, werden durch die Fundumstände noch komplizierter. Denn es ist durchaus unwahrscheinlich, daß das Stück in Ibbenbüren gearbeitet ist, das bessere Rohmaterial liefert, als der Baumberger Sandstein ist. Es muß vielmehr u. E. dorthin verschleppt worden sein; aber wann und woher, das sind Probleme, die sich im Augenblick nicht lösen lassen.

Anmerkungen

¹ Diese Angaben sind einer brieflichen Mitteilung von Herrn R. Dolle, Ibbenbüren entnommen. Die Maße des Fragmentes sind: Höhe bis zur Kante: 11,1 cm; ganze Höhe: 15,5 cm; obere Länge: 34,2 cm; untere Länge: 23,5 cm; Maße des Dübels: Höhe 7,5 cm; Breite 5,5 cm; Tiefe 3,6 cm. Ohne Inventarnummer. Das Material ist nach der mikroskopischen Untersuchung durch Prof. Ernst vom Geologischen Institut der Universität Münster Baumberger Sandstein; der Mörtel, mit dem der Dübel befestigt ist, ist zementähnlich, wie er auch sonst zu kleineren Eindübelungen in römischer Zeit verwendet wird (besonders bei Sarkophagen). Ein Vergleich mit derartigen Mörtelproben ist aber nach der Meinung von Baurat Kutzbach, Trier, dem besten Kenner römischer und mittelalterlicher Mörtelsorten, nicht erfolgversprechend, da in unserem Falle zeitlich und örtlich begrenztes Vergleichsmaterial fehlt.

² Diese Bildung fußt schon auf der Karolingischen Tradition, vgl. die Kapitelle der „Torhalle“ in Lorsch, Dehio, Geschichte der deutschen Kunst I Abb. 20/21.

³ Aus denselben Gründen hält Prof. Wilhelm-Kästner eine Entstehung in karolingischer oder ottonischer Zeit für sehr unwahrscheinlich. Im Gegensatz dazu verweist Dr. Bader, Bonn, der an ottonische Arbeit glaubt, auf diese Stücke als nächste stilistische Verwandte. Ebenso soll nicht verschwiegen werden, daß Prof. Krüger, Trier den antiken Ursprung des Eierstabes mit Bestimmtheit in Abrede stellt. Er schreibt: „So etwas wie in Ibbenbüren, daß das ganz längliche Ei, das vielmehr wie ein Blatt gebildet ist, breit von einer Art Umrahmung umfaßt wird, gibt es in Neumagen nicht.“ Aber diese Bildung ist gerade ein Zeichen früher Entstehung, vgl. Anm. 13.

⁴ Vgl. dazu: Altmann, Römische Grabaltäre der Kaiserzeit, 32; Dragendorff-Krüger, Das Grabmal von Igel, 95.

⁵ Beispiele bei Altmann; Espérandieu, *Recueil général des Bas-Reliefs de la Gaule Romaine*; Schober, Die römischen Grabsteine in Norikum und Pannonien, *Sonderschr. des Österr. Arch. Instituts* X 1923, 131 ff.

⁶ Altmann, 28, 5; Schröder, Studien zu den Grabdenkmälern der römischen Kaiserzeit, Diss. Bonn 1902, 25 ff.

⁷ Grabaltar in Arlon, Espérandieu V 4098. Vgl. auch die Beispiele Anm. 11.

⁸ Schröder 25 Anm. 5.

⁹ Vgl. dazu F. Drexel, Die belgisch-germanischen Pfeilergrabmäler, *Röm. Mitt.* 35, 1920, 47 ff. mit Abb. 1, 3, 4—6.

¹⁰ Anders Schröder 29.

¹¹ Chantillon, Espérandieu IV 3404, 3411; dazu die Büsten, die ähnlichem Zweck gedient haben können: Espérandieu IV 3430, 1—22. Zu der keltischen Sitte vgl. auch *Österr. Jahresh.* 26, 1930, 38 ff. (Schober) und *Germania* V 1921, 6 ff. (Lehner).

¹² Altar Boulogne-sur-Mer, *RevArch* 1889, 219; Schober Nr. 320; 15. *BerRGK* 233 Abb. 26.

¹³ Beispiele für diese Entwicklung: Augusteisch: Außer den im Text genannten Beispielen noch Campanarelieff Paris, Louvre, Gusman a. O. I Tf. 13, 2. Die gleiche Form der breiten Eier mit dem umrahmenden Band findet sich noch auf der Lippe einer dekorativen Marmovase im Vatikan, Gusman I Tf. 49; der Lippe eines archaisierenden Marmorrhythons im Konservatorenpalast, Tf. 68; auf der Lippe eines Marmorkraters im Vatikan, Tf. 17; auf den Stuckreliefs der Villa Farnesina Tf. 74; sehr deutlich auf einem Marmorkrater im Vatikan Tf. 91 und auf der Basis der Gruppe der drei Grazien im Louvre Tf. 97. Flavisch: Gebälk vom Vespasianstempel, Gusman Tf. 65; Gebälk vom Titusbogen, Strong, *Scultura Romana* Tf. 21. Trajanisch: Gebälk vom Neptunstempel, Gusman Tf. 46; Gebälk vom Trajansbogen in Benevent, Strong Tf. 41. Die Eierstäbe der Neumagener Denkmäler (Anm. 2), deren früheste um 150 n. Chr. liegen, schließen sich an die Behandlung des trajanischen Ornaments an.

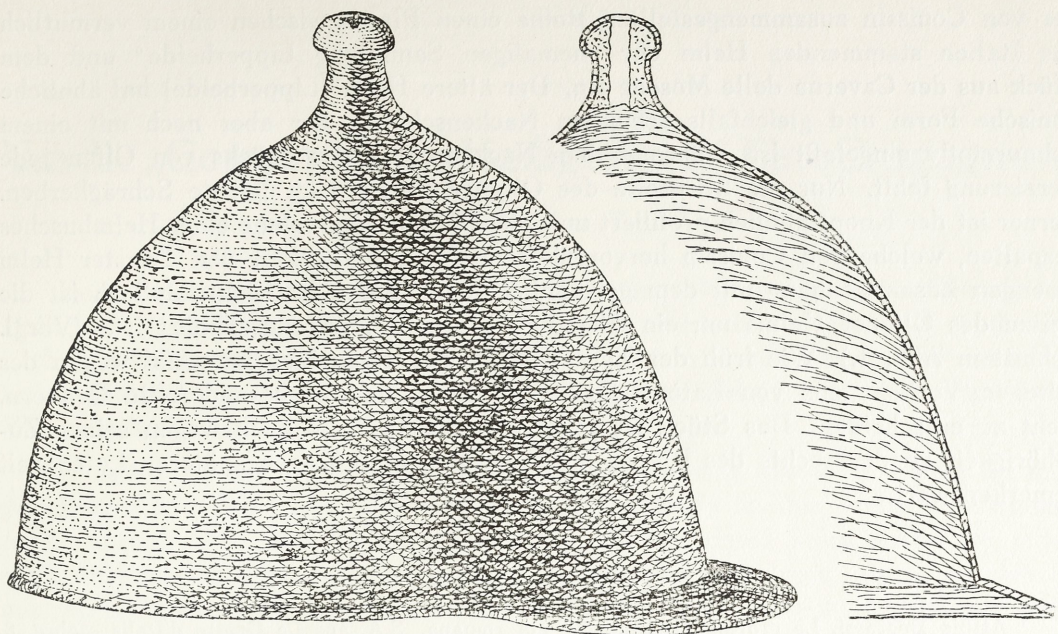


Abb. 1. Der Helm von Olfen.

Schnitt.

Der Latènehelm von Olfen

Von Hans Zeiß

Das Westfälische Landesmuseum in Münster besitzt seit langem einen Bronzehelm, der bei Olfen, Kr. Lüdinghausen, in der Lippe gefunden worden ist (Inv. 29/566). Das Stück hat bisher als römisch gegolten; es gehört jedoch bereits in die Latènezeit. Entscheidend dafür ist seine konische Form, welche sich von der in der Kaiserzeit und schon vorher üblichen halbkugeligen Helmform deutlich unterscheidet. Am nächsten steht dem Fund von Olfen ein 1909 gefundener Helm aus der Caverna delle Mosche im Triestiner Karst, der in der Literatur mehrfach erwähnt und erstmals von A. Degrassi abgebildet worden ist¹. Der wesentlichste Unterschied gegenüber dem Helm von Olfen ist ein breiterer Nackenschutz. Der im Museo civico di Storia ed Arte in Triest aufbewahrte Helm ist eine Übergangsform zwischen dem Typ des Helmes von Montefertino² und dem Typ des kaiserzeitlichen Legionärhelmes³, der bereits auf dem von Couissin in die Mitte des 1. Jahrhunderts v. Chr. gesetzten Fries auf dem Triumphbogen von Orange erscheint⁴. Das Stück gehört nach Degrassi, dem Couissin bei seiner Besprechung des Fundes beigepflichtet hat⁵, etwa in die zweite Hälfte des 1. Jahrhunderts v. Chr.; man möchte fragen, ob sich nicht wegen der von Couissin befürworteten Ansetzung des Frieses von Orange eine etwas frühere Datierung empfiehlt.

Der Helm von Olfen darf in jedem Falle als etwas älter gelten und spätestens der 1. Hälfte des 1. vorchristlichen Jahrhunderts zugewiesen werden. Er nimmt in

der von Couissin zusammengestellten Reihe einen Platz zwischen einem vermutlich aus Italien stammenden Helm der ehemaligen Sammlung Lipperheide⁶ und dem Stück aus der Caverna delle Mosche ein. Der ältere Helm (Lipperheide) hat ähnliche konische Form und gleichfalls schmalen Nackenschutz⁷, der aber noch mit einem Schnurmotiv eingefaßt ist, während dem Nackenschutz des Stücks von Olfen jede Verzierung fehlt. Nur die Stirnseite des Olfener Helms zeigt leichte Schrägkerben. Ferner ist der Knopf ähnlich profiliert und nicht für die Aufnahme eines Helmbusches gespalten, welche von Couissin hervorgehobene Eigentümlichkeit den Triester Helm in engen Zusammenhang mit dem gewöhnlichen Legionärhelm rückt. Jedoch ist die Spitze des Olfener Helms um ein Bleistück gearbeitet, das durchbohrt ist. (Vergl. Schnitt in Abb. 1.) Wie früh der Typ Olfen bereits erscheinen kann, ist wegen des seltenen Vorkommens von Latènehelmen mit Beifunden, insbesondere in Gräbern, nicht zu entscheiden. Das Stück ist jedenfalls als Typ wie auch wegen seiner Zugehörigkeit zu der rechts des Rheins nicht gerade gut faßbaren späteren Latènezeit bemerkenswert.

Anmerkungen

¹ Attilio Degrassi, *Le grotte carsiche nell' età romana*. S.A. aus *Le Grotte d'Italia*, Jahrg. 8, Oktober-Dezember-Heft 1929. S.A. S. 19—23 m. 4 Abb.

² Von Couissin als italo-keltischer Typ bezeichnet. Vgl. Paul Couissin, *Les armes romaines* (Paris 1926) 260 f. sowie in *Revue Archéologique* 1927, 2, 50 f. (m. Abb. 105 S. 47); 1929, 1, 267 ff. Abb. 176. — Déchelette, *Manuel* 2. 3, 1161 Abb. 488, 2. — Einschlägige Stücke noch bei Léon Couil, *Les casques proto-étrusques, étrusques et gaulois* (Gent 1914) 21 Taf. 5—9.

³ Typ Hagenau und Typ Weisenau bei Couissin, *Les armes romaines* 328—332 Abb. 99—103.

⁴ Vgl. P. Couissin in *Revue Archéologique* 1924, 1, 47 f. Abb. 6 sowie seine Bemerkungen über denselben Helmtyp auf anderen südfranzösischen Denkmälern, *Revue Archéologique* 1923, 1, 312—314 m. Abb. 4; 2, 72—75 m. Abb. 15.

⁵ *Revue Archéologique* 1930, 1, 93—96 Abb. 1—8.

⁶ A. a. O. 94 Abb. 3.

⁷ Es sei kurz erwähnt, daß gelegentlich auch Legionärhelme mit verhältnismäßig schmalen Nackenschutz vorkommen. Sie haben aber stets die übliche (jüngere) halbkugelige Form; vgl. z. B. den im Rhein bei Köln gefundenen Helm des Paulusmuseums in Worms, A. u. h. V. 4 Taf. 56, 2 und namentlich der Helm von Sused bei Zagreb im Museum Zagreb, A. u. h. V. 5. 189 Abb. 2. Abgebildet auch von V. Hoffiller, *Vjesnik Hrvatskoga Arheološka Društva* N. S. 11, 1910/11, 183 Abb. 22 (vgl. dort Abb. 23—25 S. 184—186).

Um die „Germanischen Heiligtümer“. Eine Entgegnung

Von Wilhelm Teudt

Herr Professor Langewiesche hat im Jahrgang 1931 mein Buch „Germanische Heiligtümer“ ablehnend besprochen. L. lobt meine dichterische Begabung, glaubt aber nach Aufzählung von Sätzen, mit denen er sich nicht befreunden kann, und unter Hinweis auf etliche vermeintliche Fehler meiner ganzen Arbeit den wissenschaftlichen Wert rundweg absprechen und davor warnen zu müssen.

L. selbst ist das Opfer mehrerer Irrtümer geworden, die er in einem an mich gerichteten und zur Veröffentlichung bestimmten Briefe loyaler Weise zurücknimmt (siehe unten). Aber das ist weniger wichtig, als der durch seine Kritik bei jedem nicht ausreichend unterrichteten Leser bewirkte Gesamteindruck, als ob es sich bei mir um nicht ernst zu nehmende, nur oberflächlich oder garnicht begründete Sätze eines Phantasten handele.

Nicht Dichterneigung und Phantasiespiel, wie L. meint, sondern geschichtsphilosophisch drängende Fragestellungen sind es gewesen, die mich zu meinen Untersuchungen und Beobachtungen geführt haben. — Nachdem L. eingangs meine dichterische Begabung gepriesen und ein hübsches Bild des religiösen Tuns der Alten an den Externsteinen und in der Oesterholzer Mark, wie es sich bei Anerkennung der „Germanischen Heiligtümer“ etwa ergeben könnte, gezeichnet hat, lesen wir die Begründung seiner Ablehnung.

1. Langewiesche sieht die Zerstörung des Sazellums nicht als eine absichtliche an, sondern meint, die christlichen Bauleute hätten sich einen so ungeeigneten Teil des Felsens zum Heraushauen einer Kapelle ausgesucht, daß ihm durch diese Arbeit der Halt geraubt sei! — Ferner ist es für L. ein Gegengrund gegen absichtliche Zerstörung, daß man der Vernichtung des Ganzen nicht eine Sonderzerstörung des „dünnen Ständers“ habe voraus gehen lassen! — L.'s Meinung wird nicht stimmiger dadurch, daß er die meinige mit dem Ausdruck „das stimmt nicht“ belegt.

2. Nach L. sind die beiden eigenartigen Punkte am nördlichen Horizonte des Sazellums, die die nördlichsten Aufgangspunkte der Sonne und des Mondes für diesen Raum bezeichnen, belanglos. Diese Ortungserscheinung käme also nach L., wie alle anderen Ortungserscheinungen auf den Zufall hinaus. Ein merkwürdiger Zufall, der sich an auffälligen und auffälligsten Stellen so oft wiederholt. Zur fortschreitenden Unterbauung meines Ortungssatzes verweise ich auf die I. Lieferung von Wirths „Urschrift der Menschheit“ Seite 23 sowie auf meine Auseinandersetzung mit Hellmich in der „Prähistorischen Zeitschrift“ XXII. Band (1931) S. 212 ff.

3. L. sieht keinen Grund, weswegen die altöffentlichen Plätze (Kirchen bis hin zu den Abdeckereien und jetzigen Aussichtstürmen) der Beachtung empfohlen werden, wenn nach den Plätzen der einstigen Ortungsmale gesucht wird. Die Stetigkeit öffentlichen Eigentums bis zu der Zeit des modernen Grunderwerbs durch Kommunen

dürfte als Grund dafür anzuerkennen sein, daß sie in der Tat dem Suchenden in nicht wenigen Fällen zu Hülfe kommen kann.

4. L. stempelt meine Bemerkung, daß der Name Piepenbrink mehrfach an orientierten Stationen vorkomme, zu einem „Beweismittel“. Wer meine Worte (G.H. II. Aufl. S. 216) nachliest, wird erkennen, daß L.'s Beanstandung falsch ist; es handelt sich nicht um einen „Beweis“, sondern um eine interessante Nebenbemerkung.

5. L. beanstandet einen Ausdruck „denkrichtiger Schluß“, wo es allerdings besser geheißen hätte „denkrichtige Frage“.

6. L. „berichtigt“, daß der römische Legat Lupercus nicht von den Römern als Geschenkbringer zur Veleda gesandt sei, sondern als Geschenk des Civilis. Das ist zwar die hergebrachte, aber durch den Urtext nicht geforderte und dem Sinne nach unglaubliche Übersetzung. Sklaven, die zum Geschenk gesandt werden, werden nicht unterwegs getötet, — was uns ausdrücklich berichtet wird. Ich halte daher nach Rücksprache mit einem Philologen an meiner sinngemäßen Übersetzung fest. Für meine These ist die Sache ganz belanglos.

7. Die „berichtigenden“ Bemerkungen L.'s zum Lutterkolk sind unbegreiflich. Ich stelle fest, daß hier jedes von mir geschriebene Wort und jeder Satz seine Richtigkeit hat, — während L. seinen Irrtum bereits früher zurückgenommen hat und auch jetzt in seinem Briefe zurücknimmt. — „Die geographische Unrichtigkeit“ besteht darin, daß die Quelle bei Lippspringe nur einen wenige Meter langen Zufluß zur Lippe bringt, und zwar in einen Bach, der bereits 10 km lang ist, an der kleinen Egge, der Wasserscheide zwischen Weser und Rhein, entspringt und jetzt Strote heißt. Mit dem Lutterkolk hat dies überhaupt nichts zu tun.

8. L.'s Ablehnung meiner Ansichten über die Stammesgrenzen ebenso wie über Marken und Marktplätze ist ohne jede Begründung, so daß ich nicht darauf antworten kann. Dasselbe gilt in Bezug auf meine Ausführungen über die Sennetrift und Zucht heiliger Rosse in Lopshorn, sowie über das Wort „lang“, zu dem ich die Gedanken des Germanisten Erbt anführe, mit dem sich L. auseinandersetzen möge.

9. Zu meiner Verwertung des von Prof. Strack gebrachten und beurteilten Bildes „Osta“ wolle man den 4. Absatz des Briefes Langewiesches vergleichen. Wenn L. als einen Schmuck seines Artikels das von mir längst öffentlich preisgegebene Bild vom Turm zu Peetzen noch einmal bringt, so zeugt das zwar von einer sehr beharrlichen, aber nicht von einer die Sache fördernden Gegnerschaft.

10. L. schiebt die Wasserbachsche Überlieferung vom Ostara-Heiligtum in Osterholz kurzweg grundlos bei Seite, ebenso meine sorgfältige Begründung dieses Satzes, ferner daß Paderborn vorher Teuderi geheißen habe, und daß der erste Platz der Klostergründung vor Corveys Entstehen in Osterholz gewesen sei. Schließlich gibt L. noch eine bloße Aufzählung des Satzes Grotenburg-Teutoburg und etlicher Hypothesen (Marklo, Rückzug des Varus durch das Heidental). L. erweckt den Eindruck, als ob er schon die Erwähnung so törichter Dinge für ausreichend zu lächelnder Zurückweisung hielte. Den Sinn des Bölkehals-Bildes hat L. nicht erkannt.

Streichen wir aus L.'s Ausführungen alles Nebensächliche, Unbegründete und Unrichtige, so bleibt nur Punkt 1 als zwar an sich beachtlich, aber als sachlich unhalt-

bar übrig. Ich bedauere, daß sich Langewiesche in der Besprechung meines Buches auf das Gesagte beschränkt hat, da ich weiß, daß er doch auch in zahlreichen Punkten meinen Darlegungen zustimmt. Der Brief Langewiesches lautet:

12. 5. 32.

Sehr geehrter Herr Teudt!

Wie ich von ihren Freunden in Oeynhausen erfahre, fühlen Sie sich durch meinen Aufsatz in der Zeitschrift „Westfalen“ persönlich sehr gekränkt.

Ich bitte Sie dessen versichert zu sein, daß mir jede Absicht persönlicher Kränkung fernelegen hat. Es geht mir nur um die Sache, und ich habe mich bemüht, auch in diesem Aufsatz Ihrer Persönlichkeit gerecht zu werden. Ich glaubte, nur meinen sachlich ablehnenden Standpunkt deutlich darlegen zu müssen, um vor Wegen zu warnen, die ich für falsch halte.

Mit Freuden nehme ich die Mitteilung Ihrer Freunde zur Kenntnis, daß Sie „eine geistige Schau aus einer Art Erberinnern heraus“ aufs schärfste ablehnen; ich hatte Ihre Worte von der germanischen Erbmasse seinerzeit in Bielefeld so aufgefaßt und freue mich, daß sich das als Mißverständnis herausstellt.

Wenn ich das Bild von Peetzen erneut zum Abdruck brachte, so geschah das, um zu zeigen, daß Ihr Gewährsmann Strack in diesem Falle sich sehr unzuverlässig zeigte und darum auch das Ostabild keinen Glauben verdient. Herr Dr. Schoneweg versichert mir nun, daß derselbe Strack bei Anfertigung von stadtgeschichtlichen Bildern für Bielefeld sich zeichnerisch als durchaus zuverlässig erwiesen habe, und daß das Ostabild von Neckel nicht fallen gelassen werde.

Wie ich Ihnen vor einiger Zeit schon schrieb, beruht meine Bemerkung über die Lutter und den Lutterkolk bei Lippspringe auf einem Irrtum meinerseits. Es gibt tatsächlich dort ein Bächlein, das Lutter heißt und aus einem Lutterkolk kommt; mir war vom Teutoburger-Wald nur die Lutter und der Lutterkolk bei Bielefeld bekannt, und auch von Einheimischen war mir gesagt worden, daß ihnen keine Lutter in der Gegend von Kohlstädt bekannt sei. Ich bedaure den Irrtum sehr und bitte um freundliche Entschuldigung.

Daß schon seit Jahrhunderten die Grotenburg als Teutoburg angesehen wird und auch Schuchhardt diese Ansicht vertritt, glaubte ich in einer kurzen Übersicht nicht besonders hervorheben zu müssen. Ich bestätige gern, daß Sie darin angesehenen Gelehrten glaubten folgen zu dürfen; ich selbst teile diese Ansicht nicht.

Durch meinen Aufsatz in der Zeitschrift „Westfalen“ habe ich Sie also keineswegs persönlich kränken, sondern nur meine sachlichen Bedenken äußern wollen. Ich hoffe, daß wir trotz der Verschiedenheit unserer Ansichten künftig in sachlicher Erforschung unserer germanischen Vorzeit in vielen Dingen ersprießlich werden zusammenarbeiten können und verbleibe mit deutschem Gruße Ihr

Langewiesche.

Was die Bewertung des ganzen Streites anlangt, so erkläre ich: Ich lege auf das Persönliche darin gar keinen Wert und habe auch niemals geglaubt, daß Professor Langewiesche mich persönlich kränken wollte. Die diesbezüglichen Sätze seines Briefes würde ich daher entbehren können. Aber die von mir vertretene Sache hat durch Langewiesche vor den Lesern dieser Zeitschrift eine derartige Darstellung gefunden, daß mir eine Zurückweisung und die Forderung der Richtungstellung durch Langewiesche selbst als Pflicht erschien.

Teudt.

Erklärung

Herr Frerk Haye Hamkens in Detmold, der seit 1929 den Schriftwechsel für die von Teudt begründete Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte übernahm, verbreitet neuerdings die Behauptung, daß ich in meinem Briefe an Teudt vom 12. 5. 1932 „den größten Teil“ meiner in „Westfalen“ gemachten Ausführungen „zurückgenommen“ hätte.

Wohl habe ich, als einige Freunde Teudts mir mitteilten, daß der siebenzigjährige alte Herr unter dem Eindruck schwerer persönlicher Kränkung stehe, den vorstehenden versöhnlichen Brief geschrieben, aber ich habe auch darin meinen sachlich ablehnenden Standpunkt deutlich betont und sehe mich nun veranlaßt noch einmal in aller Klarheit es auszusprechen, daß ich die von Teudt aufgestellten Behauptungen über germanische Heiligtümer an heiligen Linien, Astronomenschule auf dem „Sternhof“, Ostabild, Teutoburg, Teuderi = Paderborn, Veledatum und vieles andere nicht nur für unbewiesen, sondern für völlig unrichtig halte. Nur für die längst vor Teudt herrschende Ansicht, daß an den Externsteinen ein germanisches Heiligtum gewesen sein könne, habe ich immer schon die höchste Wahrscheinlichkeit zugestanden, aber auch da ist der endgültige Beweis noch nicht erbracht.

Langewiesche.

BÜCHER- UND ZEITSCHRIFTENSCHAU

Herbert Kühn: **Kunst und Kultur der Vorzeit Europas. Das Paläolithikum.** Berlin und Leipzig 1929, Verlag Walter de Gruyter & Co. 529 S. mit 169 Abb. i. Text. 126 Tafeln und 8 Karten.

Das vorliegende Buch bildet den ersten in sich abgeschlossenen Band über die Kunst und Kultur der Vorzeit Europas von den ersten Anfängen bis zum Ausgang der Völkerwanderungszeit. Auf Grund langjähriger Studien auf Reisen und bei selbständigen Ausgrabungen behandelt Kühn die Kunst der ältesten Steinzeit. Noch vor wenigen Jahrzehnten waren die damals erst in geringer Anzahl bekannten Kunsterzeugnisse des Paläolithikums wegen der zeitlichen Bestimmung stark umstritten. Heute liegen von weit über 100 Fundstellen mehrere Tausend durch die geologische Lagerung einwandfrei aus dem Paläolithikum stammende Kunstwerke vor. Kühn faßt sie in drei stilistisch scharf zu scheidende Gruppen, in die franko-kantabrische (Südfrankreich, Nordspanien), in die ostspanische und nordafrikanische zusammen. Jeder Gruppe wird eine ausführliche Geschichte der Entdeckung der einzelnen Kunstobjekte vorangestellt.

Nach einem einleitenden Kapitel über die Entwicklung der Kulturen und Menschenrassen des Paläolithikums behandelt Kühn die bisher am besten erforschte Gruppe der paläolithischen Kunst, die franko-kantabrische. Ausgehend von Monumenten, die eine zweifelsfreie Festlegung für die einzelnen, zeitlich aufeinanderfolgenden Stufen des Paläolithikums erlauben, unterscheidet Kühn drei Entwicklungsphasen dieser durch „Betonung des Plastischen-Räumlichen und des Lichts und der Farbe“ charakterisierten Kunstgruppe: 1. die des Aurignacien, 2. des frühen und mittleren Magdalénien und 3. des späten Magdalénien. Nach Wölflins kunstgeschichtlichen Grundbegriffen bezeichnet Kühn die älteste Epoche als die des linearen Stils, „welche in Zeichnung, Malerei und Skulptur die feste Umrißlinie betont“. In der 2. Epoche sieht er die Entwicklung und den Höhepunkt des malerischen Stils, und in der 3. die Bildung eines neuen linearen Stils mit dem Übergang zum Imaginativen, Naturabgewandten. Denselben Entwicklungsgang vom Linearen zum Malerischen und zum Imaginativen nehmen nach Kühn auch die ostspanische Kunst, charakterisiert durch die „Probleme der Bewegung des Rhyth-

mus und der Komposition“, und die nordafrikanische Kunst.

Für die nordafrikanische Kunst nehmen wir, wie auch viele andere im Gegensatz zu Kühn an, daß sie nicht dem Paläolithikum, sondern einer jüngeren Periode zuzuschreiben ist (vergl. *Prähistorische Zeitschrift* Bd. XX S. 325). Es bleibt jedoch Kühns Verdienst, die erste zusammenfassende Darstellung und klare Charakterisierung dieser Kultur gegeben zu haben.

In dem Schlußkapitel versucht der Verfasser uns in das Denken des Menschen der Eiszeit einzuführen. Die erhaltenen Kunstobjekte der Eiszeit ermöglichen einen Einblick in das Seelenleben des eiszeitlichen Menschen. Kühn kommt auf Grund der unbestrittenen Tatsache der magischen Bedeutung zahlreicher Kunstmonumente zu dem nach unserer Meinung wohl zu weit gehenden Schluß, daß der Anfang aller religiösen Betätigung in der Magie liegt, die noch keinen Dualismus von Körper und Seele kennt. Gewiß hat die Magie (Jagd- und Fruchtbarkeitszauber) in dem langen Zeitraume des jüngeren Paläolithikums eine große Bedeutung gehabt, doch glauben wir nicht, daß diese religionsphilosophischen Fragen allein auf Grund der uns bekannten Denkmäler der Eiszeit gelöst werden können. Wir verweisen hier nur auf die ganz anderen auch von Kühn erwähnten Ergebnisse der vergleichenden ethnologischen Forschungen etwa von Schmidt („Ursprung der Gottesidee“, Münster 1926).

Schon die hier nur ganz kurz angedeuteten, von Kühn ausführlich behandelten Probleme zeigen, daß das vorliegende, durch reiche Illustrierung und durch die lebendige Sprache des Verfassers ausgezeichnete Werk für den Prähistoriker und Kunsthistoriker wie überhaupt für jeden, der sich mit kulturhistorischen Fragen beschäftigt, unentbehrlich sein wird.

Dr. Christoph Albrecht

★

Piesker, Hans, **Vorneolithische Kulturen der südlichen Lüneburger Heide.** (Veröffentlichungen der urgeschichtlichen Sammlungen des Provinzial-Museums zu Hannover, Band 3.) 4°. 82 Seiten mit 152 Abb. auf 14 Taf. und 1 chronologischen Übersicht. Hildesheim und Leipzig, August Lax. 1932.

Erst seit den letzten 10 Jahren macht die Kenntnis der vorneolithischen Kulturen in Nord-

und Mitteldeutschland immer weitere Fortschritte. Allerdings fehlen auch heute noch den schon zahlreich vorliegenden Arbeiten über Aufbau und Entwicklung dieser Kulturen als Unterlage geschlossene Materialveröffentlichungen. Es ist daher ein großes Verdienst des Verfassers der vorliegenden Arbeit, für ein geographisch begrenztes Gebiet durch jahrelange unermüdliche Sammeltätigkeit und auch durch Grabungen solch umfangreiches Material vorgelegt zu haben. Bei der Auswertung des Befundes legt der Verfasser sich große Zurückhaltung auf. Die sonst vielfach übliche Aufstellung von neuen Kulturen und neuen Namen wird möglichst vermieden.

Es sei nur auf das durch den geologischen wie archäologischen Befund gewonnene Hauptergebnis der Arbeit hingewiesen: Auf die Feststellung einer primitiven paläolithischen Kultur in Nordwestdeutschland. Es ist eine grobe Klingenkultur, die starke Ähnlichkeit mit dem Aurignacien von Mähren und Niederösterreich hat. Sie wird daher vom Verfasser mit Recht als primitives Aurignacien interpretiert. Wie weit hier Beziehungen nach dem Südosten bestehen, kann erst durch weitere Materialveröffentlichungen in den Nachbargebieten festgestellt werden.

Die Abbildungen der charakteristischen Stücke sind in technisch hervorragender Weise ausgeführt, wofür auch dem Verlage Dank gebührt.

Dr. Christoph Albrecht

★

Max Schneider, Berlin, **Die Urkeramiker. Entstehung eines mesolithischen Volkes und seiner Kultur.** 360 Seiten mit 101 Abbildungen im Text. Leipzig 1932, Curt Kabitzsch.

Der Verfasser ist durch eine frühere Veröffentlichung einer sehr wichtigen mesolithischen Station im Rhinluch, Prov. Brandenburg, schon in der wissenschaftlichen Literatur bekannt geworden. In mühevoller Sammeltätigkeit hat er weitere mesolithische Wohnplätze festgestellt und auch auf einigen systematische Grabungen vorgenommen. Wer erwartet, daß der Verfasser in dem vorliegenden umfangreichen Buch das für die mesolithische Forschung so sehr bedeutende Material seines Forschungsgebiets etwa in der Art wie in der oben besprochenen Arbeit von Piesker vorgelegt hat, wird leider enttäuscht. Erschwert wird die Durcharbeit des Buches durch die fantastische Konstruktion eines mesolithischen Volkes, das der „Urkeramiker“. Schneider wählt diese nicht gerade glückliche Bezeichnung auf Grund der Feststellung von Gefäßfragmenten in den von ihm untersuchten mesolithischen Fundplätzen. Die Gleichzeitigkeit der Keramik mit dem mesolithischen Werkzeug wird jedoch auch heute noch vielfach bestritten. Zweifellos gehören auch viele der abgebildeten Gefäßstücke erst in jüngere Perioden. So ist der einzige aufgefundene ganze Topf (auf Abb. 54a) slawischen Ursprungs.

Es ist zu hoffen, daß es dem Verfasser, einem begeisterten Lokalforscher, gelingt, bei weiteren Ausgrabungen die auf mesolithischen Fundplätzen nur in seltenen Fällen möglichen stratigraphisch einwandfreien Fundstücke zu bergen, und daß er dann in dem angekündigten 2. Teil zu dem vorliegenden Werk sich auf eine klare Fundveröffentlichung beschränken wird.

Dr. Christoph Albrecht



1. GEFÄSSE, (ERGÄNZT)
ca. $\frac{1}{2}$ VON DEIRINGSEN-
RUPLOH

2. HAUSRESTE IN
DER WALLBURG-AUE

1



2



1. HERD IN HAUS 2 IN DER WALLBURG-AUE (ca. $\frac{1}{10}$)



2. FUNDAMENTSPUREN UND PFOSTENLÖCHER DES HAUSES VON OERLINGHAUSEN



1. MARLER HEIDE (ca. $\frac{1}{2}$ n. Gr.)



2. NIENBORG-HEEK (ca. $\frac{1}{2}$ n. Gr.)



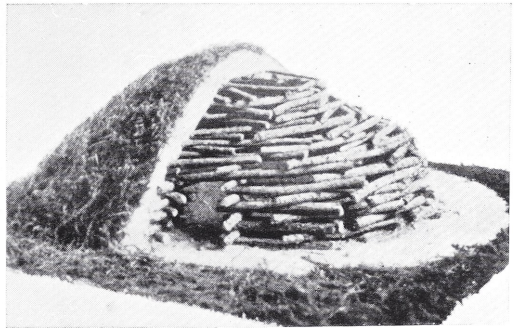
3. COESFELD (ca. $\frac{1}{2}$ n. Gr.)



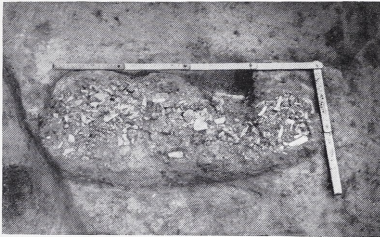
4. EPE (ca. $\frac{1}{3}$ n. Gr.)



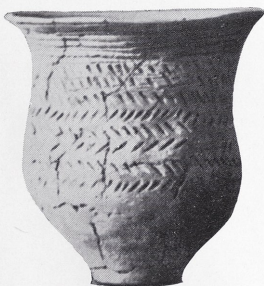
1. HÜGELGRAB VON NEHEIM



2. REKONSTRUKTION EINES KUPPELGRABES
NACH HOLWERDA



3. NEHEIM (1). BRANDSCHÜTTUNG



4. HEIMSEN (ca. $\frac{1}{5}$ n. Gr.)



5. HALTERN (ca. $\frac{1}{2}$ n. Gr.)



1. ANSICHT DER STEINKISTE VON HIDDINGSSEN, GESEHEN VON SW NACH NO



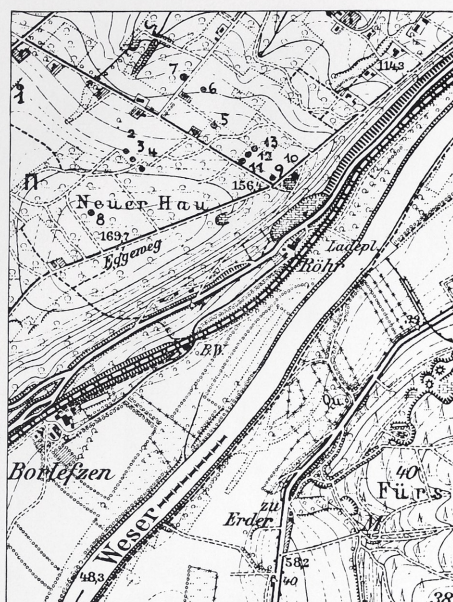
2. SCHNITT B. NORDWESTWAND



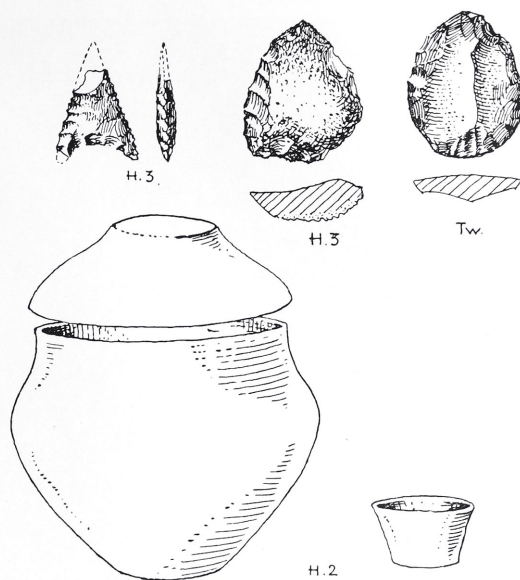
1. TROCKENMAUERRESTE IN DER STEINKISTE VON HIDDINGSSEN



2. SKELETTRESTE IN DER STEINKISTE



1. SITUATIONSPLAN



2. FUNDE VOM BUHN B. VLOTHO



3. HÜGELGRÄBER AUF DEM BUHN BEI VLOTHO. HÜGEL 3. IM HINTERGRUND
DIE WESTFÄLISCHE PFORTE



1



2

DAS STEINFRAGMENT VON IBBENBÜREN (2) UND SEIN FUNDORT IN DER FÜLLMAUER
DES HEIDENTURMS. (1)

Bau- und Kunstdenkmäler von Westfalen

DIE STADT MÜNSTER

Im Auftrage des Provinzialverbandes herausgegeben
von Provinzialkonservator Dr. Wilhelm Rave

bearbeitet von

Professor Dr. Max Geisberg

Erster Teil: 567 Seiten und 314 Abbildungen

Preis broschiert RM. 13.—, in Leinen gebunden RM. 16.—

Zweiter Teil: 418 Seiten und 269 Abbildungen

Preis broschiert RM. 9.—, in Leinen gebunden RM. 12.—

Die beiden ersten Bände behandeln die Entwicklung der Stadt, den Ausbau der Festungswerke, die Residenzen der Fürstbischöfe, die Domkurien, Domfreiheit, die Anlage des Prinzipalmarktes und das Rathaus. Eine Fülle von alten Bauaufnahmen und Ansichten gibt Auskunft über bestehende und verschwundene Bauten. Die Bände berichten nicht nur über die kunstgeschichtlich bemerkenswerten und bedeutungsvollen Denkmäler der Stadt, sondern bringen auch für den Geschichtsforscher und Kulturhistoriker reiches, bisher unbekanntes Material. Die beiden Schlußbände werden die Adelshöfe, Bürgerhäuser, Klöster und Kirchen behandeln.

Von den früheren Bänden sind noch lieferbar: BÜREN, RECKLINGHAUSEN, BOCHOLT.
KOMMISSIONSVERLAG VON HEINR. STENDERHOFF, MÜNSTER

WESTFÄLISCHE KUNSTHEFTE

Im Auftrage des Provinzialverbandes herausgegeben
vom Provinzialkonservator

Heft 1: Wilhelm Rave, Das westfälische Bürgerhaus I, 214 Abb. RM. 2.70

Heft 2: Max Geisberg, Meister Konrad von Soest, 76 Abb., RM. 2.—

Heft 3: Heinrich Glasmeier, Westfälische Wasserburgen, 2. Aufl., 127 Abb.
RM. 2.70

Heft 4: Ida C. Ströver, Die Wiedertäufer in Münster. Mit 35 Abb. RM. 2.—

Die westfälischen Kunsthefte sollen wertvolle westfälische Kunstwerke
in hervorragenden zahlreichen Abbildungen weitesten Kreisen nahebringen.

VERLAG VON FR. WILH. RUHFUS, DORTMUND
